Theologischer Verein HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechster Jahrgang

Nr. 32 Leipzig, den 4. August 1892

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1369 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Stillesein — Zweierlei Weltanschauung. Erste Hälfte — Israels Gottesglaube in der ältesten Periode seiner Geschichte. Geisterbanner. Altes und Neues vom Exorzismus: 1; 2 — Der Einzelne und die Alkoholfrage: 1. Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit? — Bücher und Schriften: Die Akten zum Fall Schrempf — Anzeigen

Stillesein

Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Psalm 62, 6

Giebt es etwas Trostvolleres als eine ringende, betende Menschenseele, die Ruhe gefunden in Gott? In die sabbathliche Weihe eines solchen Herzens führen uns die Worte des Psalmisten, die gleichsam eine Antwort sind auf jenes andre heiße, inbrünstige: „Meine Seele schreiet nach Gott." Beides gehört zusammen, das sehnsüchtige Suchen des Ewigen und die Stille, die das Bewußtsein seiner Nähe giebt. Die tiefsten Friedenslaute der Natur bekunden sich am meisten nach heftigen Stürmen, so ist es auch mit der Stille des Herzens: sie wird errungen, geschenkt, nur wenige auserwählte Gnadenkinder besitzen sie als dauernden Zustand. „Stille zu Gott," ist das nicht wie ein Friedensklang aus jener andern Welt, in der Gott abwischen wird alle Thränen und die Toten ihren Wecker in seligen Ausrufen feiern dürfen. Eine Gottesbotschaft mitten für den Kampf, eine Ruhestatt in seiner Liebe, ein heiliger Ort, der schützend umfängt, eine lebendige Vertiefung zwischen hier und dereinst ist dem stille gewordnen Herzen beschieden. Die heiligsten Momente des Lebens sind die nach überstandnem Leid, wenn der Friede Gottes einzieht.

Stillesein ist heiße Arbeit, und Stillesein ist Gnade, das Ehrenzeichen ernsten, festen Wollens und die Segensfülle, die uns zuströmt. Stillesein ist Klarheit, unerschütterliches Feststehen, felsenfeste Gewißheit, Bereitschaft für alle Verpflichtungen ernstester Lebensforderung, die unbedingte Hingabe an den Einen und Ewigen. Gott hilft immer dem, der stille ist, auch wenn das Kreuz, das er uns auferlegt, immer schwerer wird. Die Hilfe liegt ja im Bewußtsein der Gotteskindschaft, der Zugehörigkeit zu ihm, in der Ahnung des ewigen Lebens, dem ununterbrochenen Einssein mit Gott nach überstandner Prüfung. „Wie kann man sich fürchten, wenn man gebetet hat," mit den Worten hat einst eine schlichte Magd ein angstvoll zitterndes Kind beruhigt, als es nicht allein bleiben wollte; wie kann die Menschenseele noch vor irgend etwas bangen auf Erden, „was man nur kann erdenken, es sei klein oder groß," wenn sie den ewigen Gott gefunden, der als Heiland der Sünder ihr so nahe gekommen.

„Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft," die ganze Tiefe dieser uralten, heiligen Verkündigung offenbart sich erst dem Christenherzen. „Christen sind ein göttlich Volk," sie sinds, weil sie den Führer haben. Was Frieden eigentlich ist und wie Gott ist, die unaussprechliche Seligkeit dieses Erkennens hat ja der Heiland erst offenbart. Wie wird das Alte so lieb durch ihn, und wie ergreifend das vorahnende Schauen derer, die ihn nicht gekannt. Höchste Gewißheit, wahres Stillesein und ungebrochnen Mut zur That giebt erst der, der uns zuruft, täglich, stündlich: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." J L

Zweierlei Weltanschauung

Erste Hälfte

1

Wer auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß den Naumannschen Vortrag über Ehe und Familie und die auf ihn folgende Debatte hörte, dem mußte sehr bald klar werden, daß zwischen dem Redner und seinen Bestreitern ein tieferer Gegensatz obwaltete, als der Streit, wie man den Zweck der Ehe zu formuliren habe. Dennoch kam der Gegensatz auf dem Kongreß nicht in genügender prinzipieller Schärfe zum Ausdruck. Aber in der Besprechung des Naumannschen Vortrags in Nr. 27 der Christlichen Welt hat Professor Kaftan am Schlusse seiner lehrreichen Betrachtungen durchblicken lassen, worum es sich handelt:

> Aber meinetwegen nenne man meine Auffassung individualistisch, ich scheue den Namen nicht. Mir scheint, wir laufen Gefahr, über der Betonung des Sozialen und seiner Bedeutung demnächst zu vergessen, daß es nur der Einzelne ist, der Werte empfindet, in dem und für den Werte verwirklicht werden, der heilige Entschlüsse faßt, der große Thaten thut, der die Welt vorwärts bringt und der selig werden kann. Nicht der Einzelne in der Aussonderung von der Gemeinschaft. Er ist nichts und wird nichts ohne die Gemeinschaft. Auch nicht die einen vor den andern, sondern alle sollen berufen werden. Und das Ziel ist die vollkommne Gemeinschaft. Aber diese selbst ist nur lebendige, persönliche, in Gott hineinreichende Wirklichkeit in den Einzelnen, aus denen sie besteht. Läutet man dort die Gemeindeglocke und hier die soziale Glocke, so wollen wir die andre Glocke nicht vergessen, die die größte sein und die Sören Kierkegaards Umschrift tragen muß: „Der Einzelne! Der Einzelne!" Sonst denken wir das Reich Gottes nicht als das Reich persönlicher Geister, das es ist.

In unsrer gegenwärtigen Betrachtung soll nicht das Thema des Naumannschen Vortrags weiter erörtert werden,*) sondern die allgemeinere Frage, die heute jeder sich klar machen sollte: Was heißt individualistische, was soziale Weltanschauung? Welche von beiden soll in Zukunft gelten, oder sollen beide gelten? Läßt sich überhaupt beides vereinigen, wie Kaftan andeutet, und welche Betrachtungsweise ist die übergeordnete?

2

Unter Individualismus verstehen wir eine Weltanschauung, in der die einzelne Persönlichkeit als eine selbständige Größe anerkannt wird, die sich selber als einen Zweck in der Welt ansieht. Ihr Glück und Heil, ihre Entwicklung und ihr Endgeschick ist ein Interesse nicht nur ihrer selbst, sondern auch für andre. Ja in der Religion erhebt sich der Individualismus sogar zu dem kühnsten aller Gedanken, daß Gott die einzelne Person kenne, als selbständigen Wert achte, ja sogar sie liebe.

Solchen Individualismus hat es nicht zu allen Zeiten und bei allen Menschen gegeben. Sogar im Alten Testament finden wir noch lange Zeit hindurch eine andre Anschauung, nach der der Einzelne nur als Glied eines Stammes und Volks Wert und Bedeutung hat. Gott und sein Volk handeln miteinander. Aber das Individuum tritt zurück, es verschwindet

*) Zu jenem Thema ist inzwischen ein weitrer Beitrag angemeldet. Ich gebe das bekannt, um weitern Zusendungen in derselben Sache einstweilen vorzubeugen. D H

hinter dem großen Ganzen, es erlischt auch in dem gewaltigen Lebensstrome, der durch die Jahrhunderte rauscht.

Es ist ein weiter Weg von dieser ganz antiken Auffassung bis zu dem Individualismus, wie wir ihn in den Reden Jesu finden. Die Gleichnisse vom verlornen Schaf und vom verlornen Groschen (Luk. 15) drücken das, was wir Individualismus nennen, am deutlichsten aus, namentlich das erste.*)

Es schildert uns, wie in Gottes Augen jeder Einzelne den höchsten Wert hat. Keiner soll in der Masse verschwinden. Jeder ist eine Welt für sich. Und die Engel im Himmel freuen sich über jeden Einzelnen, der den Weg zu Gott und zur Vollendung findet. In diesen Worten ist in Kürze „das Evangelium" enthalten, das Jedem, auch dem Armseligsten, verbürgt: auch du bist dem höchsten Gott bekannt und lieb.

Und den angebornen Adel, der dem Menschen in der Schöpfungsgeschichte zuerkannt wird, wenn sie ihn nach Gottes Bilde geschaffen werden läßt, den spricht auch Jesus seinen Jüngern zu — freilich mehr als ein Ideal, denn als sichern Besitz: Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Dies Ideal ist nur zu verstehn aus einer sehr hohen Schätzung des Individuums: der Einzelne ist nicht nur ein Wert für sich, ein in seiner Art unübertreffliches Kleinod, sondern auch eine Größe, aus der alles, auch das Höchste werden kann. Das ist der Individualismus des Christentums — eine Weltanschauung von fast verschwenderischer Großartigkeit. So tief sie sich auch zu dem Kleinsten herabläßt, so wahrhaft vornehm ist sie in der Freiheit, mit der sie diesem Kleinsten die Bahn zum höchsten Ziele öffnet.

Man kann wohl sagen: dank diesem Individualismus hat das Christentum die Welt erlöst und gewonnen. Nur so hat es den Gedrückten und Armen die weltbesiegende Trosteskraft geben können. Nur so hat es in den großen Persönlichkeiten die Innerlichkeit und den Ernst hervorbringen können, wodurch sie die Welt umgestaltet haben. Und so lange es Christen giebt, so lange soll es unser kühner aber fester Glaube bleiben, daß die Welt um der Menschen willen geschaffen ist, und daß in all dem großen Kampfe zwischen Leben und Tod die einzelnen Seelen die unvergänglichen Lebenszentren sind.

Dieser Glaube scheidet uns vom antiken und modernen Pantheismus oder Pankosmismus — denn das ist im letzten Grunde dasselbe. Der große allumfassende Gott, an den der Pantheismus glaubt, ist nichts andres als die Natur selber. Und diese Natur mit ihrer ewigen Zeugung und Wiedervernichtung — sie duldet kein selbständiges Leben neben oder gar über sich, sondern jene Lebenszentren, die wir Menschen nennen, sind auch nichts weiter als eine Offenbarung jenes Gottes, der die Natur selber ist. Ein besonders starkes Beispiel der in ihr waltenden Schöpferkraft, aber Lichter, die nur eine kurze Weile leuchten, um dann zu erlöschen, Kräfte, die nach kurzem Spiel wieder in die große Bewegung des Werdens und Vergehens zurückgezogen werden.

Diesem Glauben, der ja heute weit verbreitet ist, und der wirklich auch ein Glaube, eine Art Religion ist, rufen wir zu: Warum so resignirt, warum so schlaff und selbstwegwerfend? Wir haben eine stolzere und kräftigere Gewißheit. Wir glauben, und das heißt: wir leben und sterben darauf, daß wir mehr sind, als die Natur, nicht bloß höher entwickelt, sondern prinzipiell höhern Adels und Wertes. Es mag ja sein, daß die Vergangenheit unsers Geschlechts auch in jene Tiefen einer unbekannten Natur hineinreicht; aber so wie wir es jetzt und aus der Geschichte kennen, sind wir durch eine unüberbrückbare Kluft von Tier und Pflanze getrennt. Wir sind göttlichen Geschlechtes. Aber freilich auch hier gilt es: Adel verpflichtet! Nicht wie ein unverlierbares Geschenk ist uns unsre hohe menschliche Bestimmung verliehen, sondern als ein Ideal, als Kampfesziel. Es kann bei jedem, auch dem größten Menschen dahin kommen, daß er seinen Adel aufgiebt, daß er willenlos sich treiben läßt von den Mächten der Natur und des Geschickes. Jeder kann zum Pflanzenleben herabsinken. Man kann in seiner Seele so arm und leer bleiben oder verarmen, daß sie ihren vollständigen Wert aufgiebt, und dann wird sie vergehen. Das, was die Schrift Hölle und Verdammnis, was Jesus bei Johannes den „Tod" im geistigen Sinne nennt, das ist jenes Absterben und Aufgehen des freien selbständigen Geistes in das Naturleben. „Unsterblichkeit" ist jeder Menschenseele verheißen; aber ob jede sie erringen wird — das hängt davon ab, ob sie einen Inhalt, eine wesentliche Bedeutung sich hat erwerben können, ob sie sich hat unterscheiden können von dem Leben der Tiere. Wo das nicht der Fall ist, da wird ihr Leben verlöschen, wie das des Tieres und der Pflanze.

*) Das erste, auch bei Matthäus (18) stehend, bringt den Gedanken schärfer zum Ausdruck. Der reiche Mann, der hundert Schafe sein eigen nennt und wohl das eine verirrte missen könnte, ruht doch nicht, bis ers gefunden. Das ist die wunderbare Schätzung des Einzelnen. Das Gleichnis vom Groschen (nur bei Lukas) bietet ein Bild aus dem Leben der Armen, wie Lukas sie gerade liebt. Das arme Weib, das nur zehn Groschen hat, sucht so eifrig nach dem Verlornen, weil es ihr auf jeden Groschen ankommt. Das ist nicht so wunderbar und paradox wie das erste.

Große, erhebende Botschaft! Du bist göttlichen Geschlechtes, wenn du es sein willst. Du sollst ewig sein, wenn du in der Zeit als ein ewiges Wesen leben willst. Aber auch tröstliche Botschaft! Du kannst ewig werden und unvergänglich, wenn du die Hand des Gottes ergreifst, der dich als Persönlichkeit aufrecht erhalten und schützen will gegen den Strom des Werdens und Vergehens, der dich fortzureißen droht. Gott will, wenn du ihm deine Seele öffnest, dir die Kraft einflößen, ein freier, starker, unvergänglicher Mensch zu werden.

3

Dieser christliche Individualismus, ein Ideal, das der Menschheit nie wieder verloren gehen kann, hat nun in der modernen Zeit eine eigentümliche Bereicherung erfahren, die gerade wir Evangelische dankbar hinnehmen sollen. Zu der hohen Wertschätzung des Individuums ist die Erkenntnis und die liebevolle Betrachtung der „Individualität" getreten. Was das bedeutet, kann man sich am besten klar machen durch einen Vergleich mit der Anschauung, die noch das siebzehnte und einen Teil des achtzehnten Jahrhunderts beherrscht hat. Ueberall ist es ja der einzelne Mensch, der in der theologischen und ethischen Betrachtung von der Gesellschaft isolirt und in seinem Verhältnis zu Gott und zur Menschheit ins Auge gefaßt wird. Und doch ist es wieder „der Mensch" im allgemeinen, der als Typus verwandt wird. Das ist nur möglich, indem über dem Gemeinsamen die reichen und starken Unterschiede der Individuen übersehen oder doch vernachlässigt werden. Dieser Auffassung gegenüber, die im letzten Grunde mechanisch und roh verfährt, ist es wirklich einer Offenbarung gleich zu achten, wenn in dem Leben und den Werken unsrer großen Dichter und dann in der romantischen Schule, vor allem aber bei Schleiermacher die menschliche Individualität entdeckt und auf den Leuchter gestellt wird. Es ist ja zunächst freilich das Auge des Dichters, das, von der Mannigfaltigkeit der persönlichen Anlage und Eigenart entzückt, die Unterschiede und die relative Berechtigung der einzelnen Typen erkennt. Aber auch der Ethiker und Theologe hat ein tiefes Interesse daran, diese neue Betrachtungsweise für sein Gebiet fruchtbar zu machen. Ist es doch für das Christentum verhängnisvoll geworden, daß die Kirche mit einem starren Lehrgesetz, vor allem aber mit der unbiegsamen Forderung eines Heilsweges für alle auch an die modernen Menschen herantrat. Die große Reaktion hiergegen im Namen der Individualität, die wir Pietismus nennen, hat schon den Weg gezeigt, der einzuschlagen war. Aber eine volle Lebensberechtigung hat dieser „individualistische" Standpunkt doch erst im Laufe dieses Jahrhunderts erhalten dadurch, daß unsre großen Dichter vor unsern Augen den ganzen Reichtum persönlichen Lebens ausgebreitet haben. Freilich fehlt noch unendlich viel daran, daß unsre evangelische Kirche davon den vollen Nutzen gezogen hätte. Wie selten sind noch wirklich individuelle Predigten, in wie geringem Maße ist noch die praktische Psychologie*) ein bebautes Feld! Wie dürftig ist noch die Spezialseelsorge für Stände, Geschlechter, Altersklassen und Individuen ausgebaut! Und wie stark ist noch in der Theo-

*) Vgl. Wrede, Der Prediger und seine Zuhörer. Zeitschrift für praktische Theologie 1891, Heft 6.

logie, der Predigt, dem Unterricht und der Praxis des tägliches Lebens das Vorurteil, daß alle Menschen gleich seien, daß den für alle nur eine Methode gebe zum Heil! Immer wieder muß die Forderung erhoben werden, daß die evangelische Kirche und ihre Diener den reichen Schatz von wahrer Lebenskenntnis, den uns Gott durch unsre großen Männer geschenkt hat, sich zu eigen mache. Auch sie können und sollen in ihrer Art für uns Propheten sein.*)

Das Recht der Individualität haben wir auch im Namen des Christentums zu vertreten. Nach einem Vorbilde zwar, nach Gottes Bilde sind wir alle geschaffen, und doch stellt jeder Einzelne wieder einen besondern Schöpfungsgedanken dar. Jede menschliche Individualität schließt ein besondres Ideal ein. Und das soll uns niemand verkümmern. Wer will da, wo der Schöpfer selber Mannigfaltigkeit schuf, uniformiren?

4

Aber es gilt hier, den Individualismus des Christentums zu unterscheiden und abzugrenzen gegen ein andres Lebensideal, das unzweifelhaft heute — unter den Gebildeten wenigstens — eine größere Gemeinde hat, als das evangelische. Ich meine den romantisch-ästhetischen Individualismus, dessen Typus wir in „Wilhelm Meister,“ dessen ausgebildete Lehre wir bei den Romantikern, dessen praktische Lebensanschauungen wir heute bei dem größten Teil unsrer Gebildeten finden.

In dem Briefe, den Wilhelm Meister seinem Jugendfreunde Werner schreibt, um ihm seinen Entschluß, auf das Theater zu gehen, mitzuteilen, sagt er:

> Daß ich es mit Einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht. Ich habe nun einmal zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung.

Und an einer andern Stelle:

> Mein innerstes Bedürfnis erzeugt und nährt den Wunsch, die Anlagen, die in mir zum Guten und Schönen ruhen mögen, sie seien körperlich oder geistig, immer mehr zu entwickeln.

Wie der Held dies Ziel auf Irrfahrten aller Art sucht und es schließlich im Kreise edler Freunde zu finden meint — das ist der Inhalt des Romans. Die zauberhafte Frische, die noch heute aus seinen Blättern zu uns spricht, und nicht zum wenigsten da, wo wir den Helden auf Irrwegen sehen, hat in der sogenannten romantischen Schule einen Erfolg ohne gleichen gehabt. Nicht nur in der dichterischen Form, sondern auch nach seinem ethischen Gehalt ist der Roman für jene ganze Generation von Männern zum Evangelium geworden. Und wenn wir genauer zusehn, ist das Ziel Wilhelm Meisters noch heute das Ideal all derer unter unsern Gebildeten, die dem Christentum fremd, sich noch nicht dem Materialismus in die Arme geworfen haben. Der Geschichtschreiber der romantischen Schule, Robert Haym, charakterisirt in seinem berühmten Werke diese Auffassung kurz folgendermaßen (S. 537):

> Das Sittliche wurde mehr oder weniger mit der ästhetischen Harmonie verwechselt, das Gute mehr oder weniger mit dem Stempel des ästhetischen Privilegiums versehen. Auf den Höhen der Gesellschaft und in den Zwischenräumen des öffentlichen Lebens vollendet sich das sittliche Streben Wilhelm Meisters zu harmonischer Bildung und zu anmutig gefälliger Lebenskunst. Diese Bildung und diese Kunst ist eine rein private Angelegenheit und ein Vorrecht weniger bevorzugten Menschen.

Haym erklärt die Grenzen und Mängel jenes Ideals aus den damaligen trüben Zeitverhältnissen, in denen es keine wirkliche „Gesellschaft,“ keinen Staat und kein öffentliches Leben mit großen Aufgaben gab. Ich meine aber, jene Eigenschaften sind die notwendige Kehrseite des ästhetischen Individualismus, weil er ästhetisch ist, und noch heute lassen sich die genannten üblen Begleiterscheinungen leicht erkennen.

Es gilt den Unterschied dessen, was wir christlichen Individualismus genannt haben, scharf erkennen. — Wer kann sich noch heute ganz dem Zauber jener heitern, optimistischen Weltanschauung entziehen? Jener unverwüstliche Glaube an das Gute und Edle im Menschen, jenes heitere Vertrauen, daß das Leben rein und sicher den Menschen so führe, daß er in seinen Irrtümern und gerade durch sie gesund und frei wird, jene hellenische künstlerische Milde, mit der die Irrtümer nur als der notwendige Schatten im Bilde angesehen werden — wer ist für das alles unempfänglich? Wohl niemand kann es ganz sein, und viele, ja die meisten werden immer wieder von dieser freien und künstlerischen Betrachtungsweise angezogen werden. Ja diese bildet das eigentlich tiefste Hindernis der Verständigung über das Christentum. Denn in der That — das Evangelium kann mit jener Weltanschauung keinen Frieden schließen, obgleich oder gerade weil es sich in manchen Punkten mit ihr berührt. Vor allem hat es mit ihr gemeinsam den hochgemuten Zug nach Vollendung und Vervollkommnung. Auch Paulus sagt: Ich strecke mich nach dem, das vorne ist, und vergesse, was dahinten liegt. Aber doch nicht so, daß das Urteil über die falschen Schritte, die auf dieser Bahn gethan sind, abgestumpft oder suspendirt würde. Im Gegenteil: das Ziel, das uns die himmlische Berufung vorhält, schärft unsre Augen für den Abstand von diesem Ziel, für die Gottwidrigkeit des mannigfaltigen Thuns, das uns innerlich von ihm getrennt hat. Auch wir glauben, daß eine gnädige Hand uns so leitet, daß sie uns durch Freude und Leid erziehen will, aber um diese Erziehung bringen wir uns sicherlich, wenn wir, wie Wilhelm Meister, uns treiben lassen auf der Woge des Lebens. „Bilden“ auch in Goethischem Sinne kann das Leben nur den, der sich mit bewußtem Willen unter die Erziehungshand Gottes beugt und mit vielem, wozu „das Leben“ uns bringen würde, einfach bricht. In diesem Lichte ist jener schöne Optimismus Goethes doch weiter nichts als eine große Oberflächlichkeit, die heute um so schlimmer wirken würde, als unser gegenwärtiges öffentliches Leben wenig genug erziehend zu sein pflegt.

Schließlich stimmen wir Christen auch darin mit Goethe überein, daß wir der menschlichen Natur Gutes zutrauen. Wie es auch um die Erbsünde stehen möge, gewiß ist, daß die Menschenseele Kräfte der Liebe und Geduld und Schätze des Geistes in Fülle birgt. Auch wir Christen sind Optimisten, wenn wir an eine ewige Bestimmung des Menschen glauben. Und ganz gewiß war Jesus ein Optimist, wenn er die Vollkommenheit des himmlischen Vaters als Ziel der Jünger aufstellt, und wenn er von den „guten Menschen“ redet mit ihrem Schatz von Gutem im Herzen. Aber unser Herr sieht die Menschenwelt nicht nur als einen sonnenbeglänzten Garten an, in dem nur schöne und edle Blumen wachsen: so sehr er an das Gute glauben will, so ernst blickt er doch in das Innere des Menschen und hinter das Bild. Mit prophetischem Blick schaut er in das Jenseits hinüber, in das Reich der Geister. Und da sieht er, wie um die Menschenseelen ein Kampf tobt, ein Kampf guter und böser Geister. Gute Engel sind es, die den Schritt des Kindes leiten; Gott selber kann Legionen Engel dem zum Schutze senden, der ihm vertraut. Aber auf der andern Seite stehen feindliche Mächte: der Fürst dieser Welt mit seinen Scharen, der auch die fromme Seele aus der Hand des Vaters zu reißen trachtet und die Schwachen, Trägen, Schlafenden zur leichten Beute gewinnt. Was der Herr und seine Apostel so in lebendigen Gestalten geschaut und geglaubt haben, das hat eine spätere Zeit immer mehr in den Regungen des menschlichen Herzens zu finden gemeint. In den erschütternden Lehren von der Erbsünde und von der Prädestination zum Bösen hat jene ernste und pessimistische Betrachtung der Menschennatur ihren schroffsten Ausdruck gefunden. Und während Goethe in sonniger Heiterkeit sein Evangelium der Schönheit einer entzückten Welt verkündigte, hat hoch im Norden Deutschlands Immanuel Kant das harte Wort von dem „radikalen Bösen“ in der Menschheit zu sprechen gewagt.

Wie wir auch zu jenen Lehren uns stellen mögen, eins soll gewiß sein: nie dürfen wir die ernste Anschauung verlieren, daß in unsrer Natur neben jenen edeln Strebungen auch andre wohnen: ein unseliger Trieb nach ungebändigtem Genuß um des Genusses willen auch auf Kosten des Menschenadels,

---

*) Unter den jungen Theologen bemerkt man häufig eine geradezu erschreckende Unkenntnis unsrer besten Litteratur. Wer von ihnen kennt Schiller, Goethe und Shakespeare wirklich? Wer von ihnen kennt Carlyle, die Elliot und Dickens? Ich habe schon manchem Studenten, der es noch nicht kannte, „Soll und Haben“ in die Hand gedrückt, und ich behaupte, eine ernste Beschäftigung mit unsrer guten Romanlitteratur kann für einen Theologen nur von größtem Nutzen sein. Giebt es für einen Theologen überhaupt eine höhere Aufgabe, als die Kenntnis der menschlichen Seele in all ihren Spielarten?! Vgl. Wrede, a. a. O., S. 48.

ein Hang zu einer Freiheit, die in Wahrheit Steuerlosigkeit und klägliche Schlaffheit ist, und schließlich — um die Wahrheit zu sagen — eine Feigheit, dem wahrhaft Guten und Gott selber ins Auge zu schauen. Um der Wahrhaftigkeit willen ist es uns nicht erlaubt, alle jene Dinge umzudichten zu bescheidnen Blüten, die einst edle Früchte tragen werden. Wer so thut, der belügt sich selbst: er vergißt absichtlich die Stunden des Ekels an sich selber, die jenem schrankenlosen Genuß folgten, er übertäubt die Stimme des Gewissens, — und das ist der beleidigte Menschenadel in ihm, — er bemäntelt die Erbärmlichkeit seines Schwankens und Irrens, indem er das alles für kühnes Suchen und Forschen ausgiebt. O gewiß — es giebt eine ganz eigne Dicht- und Deutungskunst, die schwarz weiß und böse edel zu machen versteht. Wir kennen und üben sie alle. Und wer sie zu verlernen droht, der frische sie nur auf aus tausend Schriften und Dichtungen, die dem modernen Menschen zu Gebote stehen. Sie ist ja doch das einzige Mittel, sich eine höchst unschöne und erbärmliche Unbehaglichkeit zu ersparen. Laßt uns doch nur nichts hören von der sogenannten „Sünde." Schon das Wort hat einen wirklich unästhetischen Beigeschmack. — Doch genug! wir wissen, was gemeint ist. Sagen wirs nur rund heraus: jene ästhetische Anschauung, die viel weiter verbreitet ist, als wir uns träumen lassen, sie muß und kann nicht anders als lügen, weil sie feig ist, alles zum Besten kehren, weil sie weichlich ist. Das ist die entscheidende Stimmung, die dem Christentum entgegen steht. Um ihretwillen bleibt es bei zwei getrennten Welten. Und sie ist — man muß es sagen — gewachsen auf dem Boden des Individualismus, sie ist verwandt mit dem Schönsten und Größten, was wir haben, mit dem Glauben an den Adel und die hohe Bestimmung der einzelnen Menschenseele, mit der Scheu, sie zu vergewaltigen durch ein rohes mechanisches Gesetz.

Aber noch eins darf nicht unerwähnt bleiben. Jene ästhetische Schönfärberei ist nur möglich, weil sich mit diesem Zuge, das Leben als eine schöne Kunst aufzufassen, verbindet eine aristokratische Anschauung der Welt. Jene ästhetische Betrachtung stammt her von glücklichen, leidlich gesunden, begabten, „edlen" Menschen, die auf der Höhe des Daseins standen. Auf sie ist sie berechnet. Von diesem Standpunkt ist es begreiflich, daß vieles überhaupt nicht gesehn wird, was in den Niederungen des Lebens vor aller Augen liegt. Man kann sich dort den Luxus der Zwanglosigkeit und des unbehelligten Genußlebens gestatten, weil Gaben, Mittel, Umstände so häufig vor dem Versinken, auch schon vor der Entehrung schützen. Man kann es mit der Sünde leicht nehmen, weil durch Erziehung und Neigung immer noch ein Zug zum Hohen, eine „edle Gesinnung" übrig bleibt, die nicht so leicht zu zerstören ist. Meistens bleibt es auch hier bei einer großen Oberflächlichkeit, die nur an die eigne Art denkt und nicht an das Ganze, die mit der Einkehr in sich selbst nur so weit geht, als sie nicht zur Selbstverachtung führt. Erst in neuerer Zeit ist diese Art aristokratischer Individualismus in ein System gebracht und zum bewußten Prinzip erhoben. Diese Richtung, die durch den Namen Friedrich Nietzsche bezeichnet wird, hat schon heute weiten Umfang und wird sicherlich noch weitern gewinnen. Hier ist für die Ethik von vornherein der Standpunkt der geistig vornehmen, großen Natur eingenommen. Es kommt nicht darauf an, eine Weltanschauung zu entwerfen, die für alle giltig ist, sondern eine solche, die auf die kleine Auslese vornehmer und führender Geister zugeschnitten ist. Dieser Standpunkt, der „jenseits von Gut und Böse" liegt, die Ethik des Genies oder der geistigen Aristokratie soll hier nicht kritisirt werden.*) Nur zwei Sätze: hier haben wir die konsequente und bewußte Ausgestaltung der romantisch-ästhetischen Weltanschauung, die weite Kreise unsers Volkes beherrschte und beherrscht. Und ein weiteres: dieser auf die Spitze getriebene Individualismus ist hier umgeschlagen in das Gegenteil. Aus der Anschauung, die in dem einzelnen Menschen als solchem eine Offenbarung Gottes und einen Zweck Gottes erkennt und achtet, ist eine Vergötterung des großen Menschen geworden, der über die Häupter der Herde hinwegschreitet, sie zertretend oder doch im Staube lassend. Aus dem Glauben an den Adel der Menschennatur und ihre Bestimmung ist der Masse gegenüber ein trüber Pessimismus, eine grundsätzliche Verachtung geworden. J W-G

*) Vgl. vorige Nr.: Jenseits von Gut und Böse. D H

Israels Gottesglaube in der ältesten Periode seiner Geschichte

Israels Bedeutung für die Weltgeschichte ruht in seiner Religion. Seine Religion, und zwar das Höchste, Beste, Edelste in ihr, verklärt durch das unvergleichliche Leben der Person Jesu Christi, ist das Erbe, das es der Welt übermittelt hat. Zwar war diese Religion nicht von vornherein eine fertige abgeschlossene Größe; vielmehr hat es Jahrhunderte gedauert, Jahrhunderte schwerer erschütternder Erfahrungen für das israelitische Volksleben, bis Israel die geistesgewaltigen Männer hervorbringen konnte, in deren Frömmigkeit wir noch heute in manchen Beziehungen ein Vorbild unsers Glaubenslebens sehen dürfen, in deren Wirksamkeit Jesus selbst den unmittelbaren Anknüpfungspunkt für seine Heilsthätigkeit gefunden hat. Aber die Religion Israels hat doch auf allen Stufen ihrer Entwicklung ein Gemeinsames gehabt; es ist das Bewußtsein: Jehova der Gott Israels und Israel das Volk Jehovas. Dieses Bewußtsein, dieser Glaube war es, der die auseinanderstrebenden israelitischen Stämme zu einer Einheit zusammenschloß, bevor sie noch durch ein festes politisches Band zusammengehalten wurden. Ja dieses Gemeinbewußtsein war es gerade, das durch seine Kraft die nationale Einheit begründete: hier war die Religion der Mutterschoß des Staates. Dasselbe religiöse Bewußtsein war es, das Israel den Stürmen der assyrischen Eroberungszüge trotzen ließ, das es auch im Elend des Exils die Hoffnung auf das endliche Heil festhalten lehrte, das in ihm die Erwartung auf das Kommen des verheißenen Messias lebendig erhielt.

Wir beabsichtigen im Folgenden, in kurzen Zügen ein Bild zu entwerfen von der Art und den Lebensäußerungen eben dieses Glaubens in der ältesten Geschichte des Volkes. Man wird freilich gar bald merken, daß unser Bild wesentlich verschieden ist von der traditionellen Darstellung. Doch herrscht über die Grundlinien und Grundzüge dieses Bildes unter allen modernen Erforschern der alttestamentlichen Geschichte eine solche Einstimmigkeit, daß man wohl wagen darf, mit einer solchen Darstellung auch vor die große Gemeinde, wenigstens der Gebildeten, zu treten.*)

1

Die Periode, der wir ausschließlich unser Augenmerk zuwenden, ist eingeschlossen durch die Marksteine zweier ausgezeichneten Persönlichkeiten. An ihrem Ende steht Elias, der Vorläufer der großen Propheten des achten Jahrhunderts. Von ihm gewinnt man zum erstenmale in der Geschichte Israels den Eindruck, daß seine Wirksamkeit eine Wende für die Entwicklung israelitischen Glaubenslebens bedeutet. Darum soll unsre Skizze bei seinem Auftreten Halt machen. Der Anfang unsrer Periode wird durch eine Persönlichkeit bezeichnet, die durch ihren Charakter und ihr Werk nicht nur auf wenige Jahrhunderte hinaus ihres Volkes Geschichte beeinflußt hat, sondern die überhaupt das Fundament bildet, auf dem Israels Gesamtentwicklung ruht. Es ist Moses, der Levit. Zwar umstrahlt sein Bild der Glorienschein der Sage. Aber er ist doch mehr als eine bloße mythische Figur, als eine spätere Personifikation einer ganzen Geistes- und Volksbewegung. Allerdings Moses und sein Werk wären undenkbar, wenn ihm nicht geistesverwandte Männer voraufgegangen wären, wenn er nicht irgendwie Anknüpfungspunkte für sein Werk bereits vorgefunden hätte. Aber die Geschichtschreibung Israels irrt sich nicht, wenn sie seiner Persönlichkeit eine für alle Zeit richtunggebende Bedeutung zuschreibt. Das ist ja überhaupt das Eigentümliche der Religionsentwicklung Israels, daß sie getragen und geleitet wird

*) Vergl. dazu: 1. H. Schultz, Alttestamentliche Theologie; 2. E. Reuß, Geschichte der heiligen Schriften des Alten Testaments; 3. Wellhausen, Geschichte Israels.

von Persönlichkeiten, die, mit allen Kräften ihres Geistes und Lebens in der Eigentümlichkeit ihres Volkes wurzelnd, doch ebendiese Eigentümlichkeit in einzigartiger erhabener Individualität repräsentiren. Sie sind die Etappen auf dem aufwärtsführenden, dem höchsten Ziele zustrebenden Wege des Offenbarungsganges Gottes. Darum dürfen wir uns nicht vorstellen, daß Israels Religion gleich im Beginne seiner Geschichte eine fertige Größe gewesen sei, indem sie als ein abgeschlossener Gesetzeskodex in Moses Hand gelegt wurde. Das hätte alles freie persönliche Leben in Israel unterbinden müssen. Israels Geschichte ist eine höhere und kraftvollere als steter eintöniger Wechsel zwischen Abfall vom mosaischen Gesetze und Bekehrung zu ihm. Israels Geistesarbeit ist eine idealere als das Streben, das Volksleben nach der Schablone eines gesetzlichen Urbilds auszuarbeiten. Mit schöpferischer Kraft und Begeisterung hat es in ernster Geschichte die ihm geschenkten Anlagen unter der Führung Gottes entwickelt und ausgebildet.

Aber worin bestand nun die Neuheit und Eigentümlichkeit des Werkes Moses? Nicht etwa, daß er wie mit einem Zauberstabe das religiöse und nationale Gemeinbewußtsein Israels aus dem Nichts hervorgerufen hätte. Moses fand unter den verschiednen Stämmen Israels in Aegypten, deren Solidarität allerdings unter dem Drucke der Knechtschaft tief erschüttert sein mochte, bereits eine gemeinsame Verehrung Jehovas vor. Er hätte sich sonst nicht auf den Gott der Väter berufen können. Seine Sendung hätte in den Augen des Volks der Legitimation entbehren müssen, wenn Jehova nicht ein den Seinen bekannter Gott gewesen wäre. Moses Verdienst ist vielmehr ein dreifaches. Er hat die israelitischen Stämme aus der Stumpfheit ihrer Thatenlosigkeit und Zerfahrenheit herausgerissen, sie in eine lebendige Geschichte hineingeführt, in der ihre nationale Zusammengehörigkeit ihnen zu klarem Bewußtsein geführt wurde. Er hat dem religiösen Gemeinbewußtsein des Volkes, seinem Glauben an die Herrschaft Jehovas über sein Volk einen mächtigen Anstoß und kraftvollen Aufschwung verliehen. Und er hat schließlich der Gottesvorstellung Israels einen neuen sittlichen Inhalt gegeben.

Moses war es, der die israelitischen Stämme in Aegypten aus dem trägen Schlafe entehrender Feigheit mit starkem Arme aufrüttelte, ihnen neues nationales Selbstgefühl und Kraft verlieh, mit dem Mute der Begeisterung zu den Waffen zu greifen und das Joch unerträglicher Knechtschaft von ihren Schultern abzuschütteln; er war es, der sich an ihre Spitze stellte, dem überlegnen Feinde die Freiheit abzuringen: aber er thats nicht im eignen Namen, sondern unter Berufung auf die Autorität Jehovas. Moses wars, der durch seine Entschlossenheit die Israeliten vor den nachstürmenden Feinden am Roten Meere errettete. Israel schien verloren. Denn vor sich schaute es das Meer, hinter sich den Feind. Da legte der Wind den Meeresgrund trocken. Mose befahl den Durchzug, sofort die Gunst des Augenblicks erkennend. Die nachsetzenden Feinde konnten bei dem ungünstigen Terrain die Macht ihrer Reiterei und ihrer Wagen nicht entfalten. Von der zurückkehrenden Flut überrascht fanden sie ein ruhmloses Ende vor des Volkes Augen. Moses Thatkraft und die Gunst der Elemente hatten Israel aus der Gefahr geholfen. Aber Moses wußte, daß des Volkes Rettung nicht sein Verdienst war, sondern daß sie ausschließlich Jehova zu danken war, der die Wasserströme durch die Kraft seines starken Armes geleitet hatte. Und nun die Wirkung dieser wunderbaren Bewahrung auf das Volk? Wie mußte die gemeinsam durchlebte und überstandne Gefahr die Einzelnen, die Stämme Israels zusammenführen, wie mußte sie in ihnen das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit lebendig machen! Welche Zuversicht, welche Freude, welchen Stolz mußte die augenscheinlich erfahrne Hilfe Gottes dem Glauben Israels an seinen Gott Jehova verleihen! Ists ein Wunder, wenn ein Sturm der Begeisterung das Gemüt des Volkes ergriff, der Begeisterung eines glühenden Patriotismus und mit ihm aufs engste verbunden eines heldenhaften Glaubens? Der Beginn der gemeinsamen Geschichte der israelitischen Stämme bedeutet zugleich einen Höhepunkt für ihr Geistesleben. Moses aber gebührt das Verdienst, ihn herausgeführt zu haben.

Doch wir haben Moses Verdienst noch nicht erschöpft.

Vielleicht das Bedeutungsvollste, das er geleistet hat, besteht darin, daß er die Verbindung der Gottesvorstellung mit der sittlichen Idee vollzogen hat. Indem er Israel eine nationale Einheit gab, erhob er die natürliche Pflicht, für des Volkes Wohl einzutreten und für die Gesamtheit das Opfer der Persönlichkeit zu bringen, zur Religion. Er heiligte Krieg und Kampf als göttliche Forderungen. Er begründete ferner in Israel eine Rechtstradition, die von Jehova ihre Legitimirung und Autorität empfing. In der Wüste südlich von Palästina hatten sich die israelitischen Stämme niedergelassen, über eine weite Fläche Landes nomadisirend. Einen Mittelpunkt hatte ihnen Moses an der Quelle von Kades gegeben. Hier lagerte er selbst mit der heiligen Lade, dem Zeichen der Gegenwart Jehovas in seinem Volke. Und dahin nun beschied Moses seine Volksgenossen, wenn sie in schwierigen Rechtsfällen Entscheid suchten. Aber er gab ihnen auf ihre Rechtsfragen nicht im eignen Namen Antwort, sondern den Rechtsspruch stellte er unter die Autorität des Namens Jehovas. Damit schuf er eine Rechtsprechung, die, von vorübergehenden menschlichen Instanzen unabhängig, ihren Inhalt und ihre Kraft auf den Namen Jehovas begründete. So wurde er der Anfänger der heiligen Thora (des heiligen Gesetzes). Nicht etwa daß diese Thora die übrigen Autoritäten, die seit alters das Recht, Recht zu sprechen, besaßen, beseitigt hätte. Das war durchaus nicht Moses Absicht. Er zog nur die schwierigen Rechtsfälle nach Anleitung des Priesters aus Midian (2. Mos. 18) vor das göttliche Tribunal, die untergeordneten überließ er den bisherigen Rechtsinstanzen. Ja dazu kam, daß Mose nicht einmal ein äußeres unfehlbares Mittel in der Hand hatte, seinen Rechtsspruch auch wirklich durchzusetzen. Er hatte keine andre Autorität, als die, die ihm seine Person und die der Name Gottes verlieh. Doch war diese groß genug, ein mächtiges ideales Motiv für das Volksleben zu werden.

2

Moses Persönlichkeit und Werk hatten dem nationalen und religiösen Leben Israels Anregungen gegeben, die für die gesamte folgende Zeit entscheidende Bedeutung bewahrten. Freilich blieb das religiöse Leben späterer Zeiten nicht auf der Anfangsstufe des Mosaismus stehen, sondern es prägte sich unter dem erziehenden Einflusse der Geschichte in immer neuen und tiefern Erkenntnissen und Gedanken aus. Aber der Charakter der religiösen Vorstellungen blieb doch wenigstens in der ältesten Periode der Geschichte des Volks, von der wir hier allein reden, der gleiche. Die Einwanderung in Kanaan und der Uebergang des Volkes vom Nomadenleben zur Seßhaftigkeit änderte wohl die Art der Gottesverehrung, aber nicht die Eigentümlichkeit der Gottesvorstellung, wenn der Wechsel der Lebensweise auch mit großen Gefahren für viele in Israel selbst in dieser Hinsicht verbunden war. Wir haben also ein Recht, das Glaubensleben der ältesten Zeit einheitlich unter einem Bilde zusammenzufassen.

Es war der schlichte Satz: J e h o v a der Gott I s r a e l s, in dem sich auch der Glaube dieser Periode einen Ausdruck gab. Doch war damit noch nichts über Sinn und Tragweite dieses Glaubenssatzes gesagt. Sollte er etwa bedeuten, wie der spätere Prophetismus lehrte und auch wir von unserm Standpunkte einer höhern christlichen Beurteilung aus uns gewöhnt haben: Jehova, der allmächtige Herrscher der Welt, hat sich zu seinem Sondereigentum vor allen andern Völkern Israel erkoren, mit ihm steht er in einem sonderlichen Bundesverhältnis? Nein, das hieße die Anschauungen späterer Zeiten in unsre Periode zurückdatiren. Soweit war Israels Glaubenserkenntnis noch nicht gefördert. Die Vorstellung von seinem Verhältnisse zu Jehova war noch eine ganz einfache, unentwickelte. Sie unterschied sich nicht gar wesentlich von der seiner Nachbarvölker, der Ammoniter und Moabiter, die auch ihrem Volksgotte Altäre errichteten. Israel hatte noch nicht über den Ursprung seines Verhältnisses zu Jehova nachgedacht. Es wußte sich in einem naiven und unmittelbaren Glauben als seines Gottes Volk. Jehova Israels Gott: das war eine Thatsache, die Israel erlebte. Aber über Grund und Bedeutung dieses gewaltigen Thatbestandes nachzusinnen und die große Glaubens-

wahrheit der Herrschaft Jehovas über sein Volk vor der eigenen Vernunft zu rechtfertigen: Davon war Israel noch weit entfernt. Der Gedanke einer Erwählung vor andern Völkern lag Israel vollkommen fern. In natürlicher Unmittelbarkeit hing es fest im Glauben an seinem Gotte. Auf Israel wiederum hatte Jehova einen entschiednen Rechtsanspruch. Jenseits der Grenzen des Landes freilich, im Bereiche fremder Völker, da wußte man sich dem Schutze Jehovas fern; denn da übten andre Volksgötter ihre Herrschaft und machten an die Bewohner ihre Rechte geltend. Und es fiel keinem Israeliten ein, die Existenz und das Recht dieser fremden Volksgottheiten ernstlich in Frage zu stellen. Einige Beispiele zum Beweise. Jephta trägt kein Bedenken, seinen Gott auf gleiche Stufe mit dem Gott der Ammoniter Kamosch zu stellen, als er ihnen Botschaft sendet, um mit ihnen über die Festsetzung der Landesgrenze einen Vertrag abzuschließen (Richt. 11, 23f.). Ammons Besitz soll bleiben, was ihm Kamosch verliehen, und Israels Herrschaft soll sich auch auf die Grenzen beschränken, die ihm Jehova gesteckt hat. Aber nicht nur Jephta teilte diesen Glauben, sogar David steht noch auf demselben engen Standpunkt. Oder ists ihm nicht Ernst um sein Wort zu Saul im Lager der Wüste Siph: „Ists Jehova, der dich gegen mich aufgereizt hat, so möge er eine Opfergabe zu riechen bekommen; sind es aber Menschen, so seien sie verflucht vor Jehova, daß sie mich jetzt vertrieben haben, sodaß ich mich nicht an das Eigentum Jehovas anschließen kann, indem sie mir zurufen: Geh und diene andern Göttern!“ (1. Sam. 26, 19). Spüren wir doch in diesen Worten Davids aufrichtigen Schmerz, den ihm die Trennung von Volk und Gott im fremden Lande bereitet. Vielleicht findet man es weniger seltsam bei dem Syrer Naeman, wenn er palästinischen Bodens zu bedürfen glaubt, um der Verehrung Jehovas einen Altar außerhalb Israels zu errichten (2. Kön. 5, 17 f.); aber charakteristisch für die Gottesanschauung der damaligen Zeit ist auch diese kleine Erzählung.

Man hat also mit vollem Rechte Israels ursprüngliche Gottesvorstellung nicht mit dem Namen Monotheismus, sondern Henotheismus bezeichnet. Das bedeutet: Israels Gottesglaube war wohl die Verehrung eines Gottes, seines Volksgottes Jehova, enthielt aber noch nicht die Erkenntnis, daß dieser sein Gott der einzige und alleinige Gott, der allmächtige Herr und Lenker der Welt sei, neben dem für andre Volksgottheiten ein Platz nicht mehr vorhanden sei. Der wirkliche Monotheismus ist erst eine Frucht des Prophetismus, erwachsen aus der Erkenntnis der sittlichen Einzigartigkeit der israelitischen Gottesidee. Gleichwohl lebte natürlich schon in unsrer Periode im Volke der naive Glaube, daß Jehova der mächtigste aller Volksgötter sei, so gewiß als man von dem Vorrange Israels vor den Völkern ringsum überzeugt war. Und Israel hatte sein gutes Recht zu dieser Ueberzeugung. Besaß es doch deutliche Zeugnisse der Macht Jehovas in seiner Geschichte von Anfang an. Jehova hatte nicht nur über die Aegypter triumphirt, er hatte auch sein Volk zum Siege über die kanaanitischen Völker geführt. Zu bezeichnend für Israels kraftvollen naiven Glauben an Jehovas Heldenhaftigkeit ist die Erzählung von dem mannigfachen Unheile, das die erbeutete heilige Lade im Philisterlande angerichtet haben soll, als daß wir sie unerwähnt lassen dürften. Da wird zuerst erzählt, wie das Standbild des Gottes Dagon in Asdod zweimal von seinem Piedestal herabgestürzt worden sei, und zwar nachts durch Jehovas Wundermacht, und dann, wie in allen Städten, wohin die Lade von den erschreckten Philistern gebracht wurde, Seuchen schlimmster Art die Menschen dahingerafft hätten (1. Sam. 5).

Die Zeiten, da man Jehova seinem Volke besonders nahe glaubte und die Gegenwart seiner Macht besonders zu verspüren meinte, waren die des Kriegs. Jehova wars, der den Heerbann Israels zum Kampfe aufbot und mit heiligem Mute entflammte. Er wars, der Israels Scharen zu siegreichem Kampfe führte, und der selbst über die Streitenden hinweg durch sein Eingreifen die Schlacht entschied. Jehova Zebaoth, die Lieblingsbezeichnung Jehovas in jener Zeit, ist der Kriegsgott Israels. Und sein Symbol, das Zeichen seiner Gegenwart im streitenden Volke, ist die heilige Lade. Der Krieg ist

Jehovas Sache. Denn das Interesse Israels ist zugleich das Jehovas. Des Volkes Sieg ist Jehovas Sieg. Des Volkes Niederlage ist der Triumph fremder Gottheiten. „Israel“ heißt „El streitet“; denn Jehova (El) ists, der seinem Volke die Waffen führt, und der die Schlacht lenkt. Und „Jehova“*) bedeutet der mächtige und treue Gott, der mit seiner Hilfe nicht verzieht. Es ist ein gewitterhafter, stürmischer Kriegsgott, dieser Gott Israels.

Jehova, den Gott Israels, im streitenden Heere auf Israels Seite und zu Israels Schutze bereit wissen: das war der Gedanke dieser Religion. Und im Vertrauen auf diesen Gott Kampf und Kriegsarbeit bestehen: das war die Lebensäußerung dieser Religion. Israels Frömmigkeit war wesentlich die Verknüpfung der Interessen Jehovas mit denen Israels. Ihr Fundament bildete das nationale Gemeinbewußtsein, ihr Kern war der Patriotismus. Und andrerseits wiederum mußte die Frucht dieses Glaubens die Kräftigung des gemeinsamen Nationalgefühls, die Entflammung des Patriotismus sein. Die Religion hat die politische Geschichte Israels nicht nur bestimmt, sie hat sie gemacht. Die Religion hat die Einheit der auseinanderstrebenden israelitischen Stämme erhalten und immer von neuem gekräftigt, sie hat Israel schließlich eine staatliche Organisation, das Königtum gegeben. Die großen Gotteshelden und Glaubensvorbilder sind die enthusiastischen Patrioten: Debora und Barak, Gideon, Jephta, Simson. Der Geist Gottes ist der Geist des nationalen Enthusiasmus. Und dieser ists, von dem es heißt, daß er den Menschen neu macht. Dieser Geist treibt die wunderlichen Prophetenscharen, die sich nach Elias Tode unter dem Drucke der Philisterherrschaft da und dort im Lande erheben, ein Geist trunkenen Enthusiasmus, der den Menschen aus seiner Alltäglichkeit zu großem Thun mit sich fortzureißen vermag.

3

Doch Israel kannte Jehova nicht nur als seinen Führer im Kriege, es wußte ihn auch als den Gott, der da Regen und fruchtbare Zeiten giebt, der die Natur und ihre Elemente in seiner Hand hält, der seines Volkes Scheuern und Kelter füllt: Jehova der gnädige Spender alles Erntesegens. Doch was höher ist, Israel verehrte seinen Gott als den Hüter des Rechts und der Sitte. Wir wissen bereits, wie Moses der Anfänger einer heiligen Rechtstradition für sein Volk geworden ist. Männer, die ihn verstanden, nahmen sein Werk nach seinem Tode auf und führten es in seinem Geiste weiter. Ueberall, wo Jehova ein Heiligtum und Priester besaß, die ihm dienten, da war auch eine Stätte, wo das Volk seines Gottes Willen erfahren und sich Recht sprechen lassen konnte. Zumeist traf der Priester wohl in schwierigen Fragen die Entscheidung durchs Los, oder er befragte das heilige Gottesbild, das Ephod. Das war nicht etwa ein Abfall von der Reinheit der Jehovareligion, ein abergläubischer Brauch, nein, auch die Besten in Israel erfragten auf diese Weise Jehovas Willen. Nicht nur Saul befragte, bevor er sich entschloß, bei Michmas den Kampf gegen die Philister aufzunehmen, das Ephod, selbst David hatte auf seiner Flucht vor Saul ständig den Priester Abjathar und ein Ephodbild bei sich, um in schwierigen Lagen sich von Jehova sofort Rats erholen zu können.

Es ist wohl anzunehmen, daß sich mit der Zeit in den Kreisen der Priester eine Rechtsüberlieferung in bestimmten Grundsätzen herausbildete, die als heilig galt und einen durchaus esoterischen Charakter bewahrte. Jehova galt als ihr unmittelbarer Ursprung und mächtiger Schirm. Doch neben dieser priesterlichen Thora lebte noch in vollständiger Freiheit und Ungebundenheit ein andres Gesetz, das natürliche Gewissen des Volkes, der Niederschlag der von den Vätern ererbten Sitte.

*) Ueber die Ableitung des Wortes Jehova herrscht unter den Gelehrten die größte Uneinigkeit. 2. Mos. 3, 14 f. will eine Sinnerklärung des Wortes geben. In den Worten: „Ich werde sein, der ich sein werde“ darf man aber keine formale Umschreibung der Ewigkeit Gottes finden. Das ist wider den Zusammenhang der ganzen Stelle. Vielmehr will der Erzähler, wenn er Gottes Unwandelbarkeit betont, einmal an seine Macht erinnern, die Gott eben dadurch offenbart, daß er seine Stellung gegenüber andern Volksgottheiten wahrt, und dann an Gottes Treue, die er darin kundthut, daß er sein Verhalten gegenüber seinem Volke nicht ändert.

Auch über den sittlichen Forderungen des Volksgewissens, glaubte man, stand Jehova als Richter und Vergelter der Thaten der Menschen. Auch die Sitte galt als etwas Heiliges, dessen Verletzung die Strafe der Gottheit herausfordern mußte. Freilich war der Stand des sittlichen Volksbewußtseins ein noch sehr tiefer. Wie darf man auch mit hohen Forderungen an das sittliche Gefühl eines Volkes herantreten, das eben erst das jahrhundertealte Erbe ungebändigter Wildheit niedergelegt hatte, das in heißem Ringen um seine Existenz fast ununterbrochen kämpfen mußte, dessen Religion in seinem Wesen Patriotismus, Selbstaufopferung für das Wohl der Gesamtheit war? Israels Sitte war im ganzen noch roh und barbarisch, entbehrte fast ganz höherer sittlicher Ideen und gipfelte in einer absoluten Verachtung des Nichtisraelitentums.

Pflichten der Menschlichkeit gegenüber dem Feind kannte man nicht. Das Leben des Feindes war Jehova verfallen. Wir haben nach unserm Gefühl eine unmittelbare Sympathie mit Saul, wenn er dem besiegten Amalekiterkönig Agag das Leben erhalten will. Aber in den Augen Samuels genügt Sauls menschenfreundliche That, um ihn als einen ungehorsamen und unwürdigen Knecht Jehovas zu verwerfen. Mit kalter Hand mordet dagegen Samuel den Feind des Volkes hin, daß wir uns schaudernd abwenden von solch blinder religiöser Grausamkeit. Israels religiöse Sitte steht unter dem Banne einer entsetzlichen nationalen Beschränktheit.

Aber auch die Sitte im Verkehr von Israelit mit Israelit stand auf tiefer Stufe. Blutrache war ein allgemein gebilligter und üblicher Brauch. Fast schrankenlos war die geschlechtliche Freiheit des Mannes. Doch konnte die Entehrung einer freigebornen Jungfrau durch ihre Verwandten geahndet werden, und Ehebruch galt als Sünde. Aber welch furchtbare That war doch die Ausrottung des Königsgeschlechtes des Ahab durch Jehu im Gefilde von Jesreel: und sie geschah auf Betreiben eines Propheten Jehovas, des Elisa! Welche Bedeutung in dieser Zeit das siebente Gebot hatte, zeigt deutlich die Gestalt des Jakob, in dem der nordisraelitische Volkscharakter gerade unsrer Periode sich einen lebensvollen Ausdruck gegeben hat: Schlauheit und Kunst im Betrügen sind an dieser Gestalt ein hervorragender Zug. Nur wenig Licht hat ein Bild der israelitischen Sitte jener Zeit.

In allen Fällen, wo man die Verletzung heiliger Volkssitte empfand, wußten sich die zunächst Geschädigten, sei es nun die betreffende Sippe oder auch der ganze Stamm, als Vollzieher des göttlichen Strafgerichts. Ja einmal erhob sich sogar ganz Israel, um von Gibea die Verletzung des Gastrechtes zu rächen. Die Strafe konnte man nicht der Rache Gottes anheimstellen, weil man ein Jenseits noch nicht kannte. Das Gericht mußte der That auf dem Fuße folgen: das forderte der Glaube.

Es ist erklärlich, wie der allgemeine Mangel an tieferm und feinerm sittlichen Gefühl den Israeliten hindern mußte, über den Zusammenhang zwischen dem Lebensschicksal des Einzelnen und seinem sittlichen Verhalten nachzudenken. Die Theodicee, um die später Israel Jahrhunderte hindurch gerungen hat, war damals noch niemandem als ein Problem zum Bewußtsein gekommen. Der Einzelne ging vollständig unter in dem Strom des großen Ganzen. Man glaubte vielmehr an die richtende und vergeltende Macht Jehovas, indem man ihre Offenbarungen in wechselvoller Geschichte vor allem erlebte. Der Untergang von Nationen, die Niederlage der Feinde, das Schicksal von Geschlechtern und großen Männern: das waren dem Bewußtsein des Volkes faßbare Gerichte Gottes. Die Geschichte hatte bisher durch ihren glücklichen Verlauf Israel noch nicht in Widerspruch gesetzt zu seinem Glauben an die parteiliche Hilfe Jehovas in Israels einseitigem Interesse. Israels patriotische Religion harmonirte noch mit der Wirklichkeit der Lage des Volks. Aber es mußte die Zeit kommen — und sie kam gar schnell —, wo Israel sich des Widerspruchs zwischen der Forderung seines Glaubens und seinem Lebensschicksale bewußt wurde. Daß es alsdann seinen Glauben nicht preisgab, sondern sich durch die geschichtliche Erfahrung läutern und vertiefen ließ in seiner Glaubenserkenntnis, indem es das einseitig Selbstische seines anfänglichen religiösen Empfindens abstreifte: das ist der deutlichste Beweis für die Kraft der Religion dieses Volkes und die Einzigartigkeit der göttlichen Pädagogie, unter der die Geschichte Israels sich vollzogen hat. F G

Geisterbanner

Altes und Neues vom Exorzismus

1

Den Stoff zu seinem bekannten Liede „Der Zauberlehrling“ entlehnte Goethe aus den Schriften des Lucian, des berühmten Satirikers zur Zeit des Hadrian und seiner nächsten Nachfolger. In einer Zeit des abenteuerlichsten Aberglaubens und eines ebensolchen Mystizismus, den bald darauf die Weisheit der sogenannten Neuplatoniker wissenschaftlich zu rechtfertigen suchte, in einer Zeit, die, wie keine andre, die Giftpilze religiöser Gauner und Gaukler massenhaft produzirte, schwang Lucian die Geißel seines Spottes über den schamlosen Unfug des Aberglaubens, der sich mit sittlicher Entartung paarte. Lucian ist der Meister im satirischen Dialog, und eine glänzende Probe davon bietet eben der Abschnitt, aus dem Goethe jenen Stoff entlehnte. Er ist betitelt: „Der Lügenfreund, oder der Ungläubige.“ Bei dem Philosophen Eukrates haben sich viele Koryphäen der „Weisheit und Tugend“ versammelt, und wir erfahren aus ihrem Dialog, welchen Wust des Aberglaubens jene „Philosophen“ als bare Münze hegten und verbreiteten. Wir lernen jene sogenannten Chaldäer kennen, die sich rühmten, ihre Geheimlehren und Zaubersprüche in Babylonien oder Aegypten, dem Lande mystischer Weisheit, gelernt zu haben; wir erfahren von Magiern, die sich ihrer Herkunft aus dem Lande der Hyperboräer rühmten und eine Kunst verstanden, die bei den heutigen Spiritisten fortlebt. Unter den mit wallendem Bart und weitem Mantel versehenen „Philosophen“ befindet sich bei jenem Dialog nur ein einziger, der es wagt, den Geistergeschichten und Wunderlegenden zu widersprechen, aber alle finden seinen Zweifel unerhört. Dieser Skeptiker, Tychiades genannt, freut sich beim Eintritt des berühmten Pythagoräers Arignotus, den man den Heiligen nennt, und hofft, ein so weiser Mann werde dem Gewäsch jener Schwätzer Einhalt gebieten. Er täuscht sich. Der Pythagoräer rühmt sich des Besitzes ägyptischer Bücher, die die Kunst des Geisterbannes lehren, und erzählt, daß er mit den in Aegypten gelernten Formeln einen bösen Geist aus einem Hause vertrieben habe.

Ich nahm eine der schrecklichsten Formeln zur Hand, redete den Geist in ägyptischer Sprache an und trieb ihn in einen Winkel des dunkeln Gemachs.

Dieser Geisterbanner berichtet dann, wie er zu seiner mystischen Magierweisheit gelangte.

Bei meinen Studien in Aegypten lernte ich einen Gelehrten kennen, der in den heiligen Schriften von Memphis bewandert war und sich 23 Jahre in einer Höhle aufhielt, wo ihn die Göttin Isis in der Magie unterwies. Es war ein Mann priesterlichen Standes, bekleidet mit weißer Leinwand, das Haar kurz geschoren (Tonsur), ein Mann, der große Mirakel verrichtete, und den die Krokodile aus Furcht mit dem Schwanz anwedelten.

Besonders bemerkenswert ist folgende Stelle:

Was hältst du von denen, die die Besessenen von ihren Schreckbildern befreien und öffentlich die Geister durch eine Zauberformel vertreiben? Jedermann kennt den Syrer aus Palästina und weiß, wie viele Mondsüchtige, die niederfallen, die Augen verdrehen und den Mund voll Schaum haben, er wieder herstellt und sie für hohen Preis von ihrem Leiden befreit. Während sie daliegen, tritt er an sie heran und fragt einen jeden, woher die Geister stammen, die in sie hineingefahren sind. Der Kranke verhält sich ruhig, aber der Geist giebt Antwort, bald in griechischer, bald in barbarischer Sprache, je nach seiner Herkunft. Alsdann treibt er den Geist durch Beschwörungen, und wenn dies nicht gelingt, durch Drohungen aus. Ich sah einen herausfahren, der schwarz aussah, wie Rauch.

Jener „Syrer aus Palästina“ (also ein Israelit) gehörte zu dem Heuschreckenschwarm vagabundirender Magier, die man im ganzen römischen Reiche damals antraf. Mehr als einmal wurde der Troß der „Chaldäer“ aus Rom verbannt, selbst Tiberius erließ ein solches Gebot, aber der Schwarm kehrte immer wieder, und von den Zeiten Lucians und spätern Zeiten galt das Wort: Nun ist die Luft von diesem Spuk so voll, daß man nicht weiß, wie man ihn meiden soll.

Briganten und „Chaldäer“ waren die Vampire im damaligen Römerreich. Daß das Geisterbannen vielfach von vaga=

vundirenden Juden betrieben wurde, erhellt aus Apostelgeschichte 19, 13. Sieben Söhne des jüdischen Priesters Skeva kamen als Geisterbeschwörer nach Ephesus, und wenn so viele Söhne eines und desselben Vaters diesem Geschäft sich widmeten, so ergiebt sich daraus, daß solche Hantirung sich damals lohnte. Wenn sie aber auf ihrer Wanderschaft nach Ephesus kamen, so wußten sie, daß es ihnen daselbst an Kundschaft nicht fehlen werde. War doch Ephesus nicht nur wegen seiner Diana, sondern auch wegen seines Zauberglaubens berühmt, der die im Altertum bekannten Ephesinischen Schriften hervorbrachte. Schon in den apokryphischen Schriften des Alten Testaments, sowie in den Schriften des Josephus ist oft vom Bannen böser Geister die Rede. Nach Tobias 6, 9 sind die den Menschen schädlichen Dämonen Geister abgeschiedner Männer und Weiber, ein Wahn, den wir in der erwähnten Satire des Lucian wiederfinden, wo jener Arignotus, der Heilige, behauptet, daß die Seelen derer, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind, auf Erden umherwandeln, um Menschen zu schädigen. Auch Josephus in seiner Geschichte des jüdischen Krieges erklärt die Dämonen für die Geister abgeschiedner Menschen, die sich der Lebenden bemächtigen und Krankheiten veranlassen.*) Er erwähnt, daß man diese bösen Geister durch Beschwörungsformeln austreiben könne. Ein andres Bannmittel finden wir im Buch des Tobias, nämlich Herz und Leber eines Fisches auf glühende Kohlen gelegt (Tob. 6, 20). Solche Geister hausen zuweilen in wüsten Einöden (Tob. 8, 3; Baruch 4, 35). Im Buch Baruch wird die später von den hervorragendsten Kirchenlehrern unzählige male ausgesprochene Ueberzeugung angedeutet, daß die Götter der Heiden wirklich existirende Wesen, nämlich Dämonen sind (Baruch 4, 7). Als schädliche Dämonen bezeichnete römischer Aberglaube die sogenannten Larvä (auch Lemuren genannt), die zu gewissen Zeiten aus dunkler Tiefe heraufsteigen und oft die Lebenden mit Wahnsinn schlagen. Nach uraltem Brauch und mit uralten Formeln, denen der Schall eines ehernen Beckens zur Hilfe kam, konnte man diese Dämonen bannen, und solche Bannszene beschreibt Ovid in seinem Liede vom Festkalender (V, 421 ff.). Eine religiöse Weihe erhielt in der Kaiserzeit die Zauberkunst und der Geisterspuk durch den weit verbreiteten Kultus der Hekate. Sie war in jener Zeit mystischen Aberglaubens und abergläubischer Mystik das Lieblingsgebilde abergläubischen Wahnes, der sich mit Vorliebe der Nachtseite der Natur und den „Geistern“ zuwendete. (Preller, Römische Mythologie II, 425.)

2

Versetzen wir uns nach dieser Skizze aus der Vergangenheit in die Gegenwart. Eine durch den Kapuziner Aurelian zu Wemding in Bayern vorgenommene Dämonenbeschwörung hat in Deutschland soeben nicht geringes Aufsehen erregt. Die Presse hat sich mit diesem Exorzismus beschäftigt, und zuständige Behörden haben diese Geisterbannung nicht unbeachtet gelassen. Vergleichen wir das in Bayern Geschehene mit dem, was wir vorhin aus den Satiren Lucians berichteten. Die Aehnlichkeit liegt auf der Hand. Der erwähnte „Syrer“ benutzte bei seiner Beschwörung herkömmliche Formeln, der Pater Aurelian ebenfalls. In beiden Fällen nannte der in einem Menschen befindliche Dämon seine Herkunft, in beiden Fällen meinte man, ein böser Geist sei in einem Menschen vorhanden, in beiden Fällen geschah eine sogenannte Austreibung des Dämons. Der einzige, aber nicht wesentliche Unterschied besteht darin, daß der Exorzismus des bayrischen Kapuziners eine in amtlicher Machtvollkommenheit vollzogne Funktion war, während der von Lucian erwähnte Syrer eine ihm amtlich verliehene Vollmacht nicht aufweisen konnte und auf eigne Hand behufs Gelderwerb das Geschäft eines Exorzisten betrieb, nachdem er die erforderlichen „Studien“ gemacht und die nötige Geschäftskenntnis erworben hatte. Wenn nun die Aehnlichkeit zweier durch sechzehnhundert Jahre getrennter Handlungen feststeht, wenn ferner beiden Handlungen dieselbe Anschauung zu Grunde liegt, so liegt es nahe, zu fragen, ob diese so weit aus einander liegenden zwei Thatsachen im Zusammenhang mit einander stehen. Suchen wir

*) Bellum judaicum 7, 6 und Antiquitates 6, 8.

den verbindenden Faden, wobei uns eine der ältesten Apologien des Christentums wesentliche Dienste leisten wird.

Dieselbe, bekannt unter dem Namen Octavius, ward zu Anfang des dritten Jahrhunderts verfaßt von Minutius Felix, einem hervorragenden Rechtsanwalt in Rom, der sich daselbst zum Christentum bekehrt hatte. Diese Schrift voll Geist und Leben ist deshalb in hohem Grade beachtenswert, weil sie uns die Anschauung eines gebildeten, in der Welthauptstadt lebenden christlichen Laien vor Augen führt, der in seiner erwähnten Schrift sagen konnte, daß das Christentum seinerzeit keine Tempel, keine Altäre, keine Bilder, keine Opfer (also auch kein Meßopfer!) besitze. „Eine gute Seele, ein reiner Geist und ein ehrliches Gewissen ist ein würdiges Opfer.“ Haben wir jene Apologie bis zum 26. Kapitel gelesen, so überrascht uns in diesem und dem folgenden Kapitel eine Wendung, auf die wir nicht vorbereitet waren. Der hochgebildete römische Rechtsanwalt beruft sich in jenen Kapiteln zur Verteidigung des Christentums auf die von Christen oft und öffentlich vollbrachte Austreibung von Dämonen. Letztere stehlen sich, wie Minutius Felix sagt, in die Leiber der Menschen, verursachen Krankheiten, zerren an den Gliedern. Wir erfahren nicht, durch wen die Beschwörung solcher Geister geschah, der Verfasser sagt nur (Kap. 27), daß die Dämonen gewisse Geständnisse ablegen. Die Stelle lautet wörtlich:

> Dies alles, wie die meisten unter euch wissen, erkennen die Dämonen selbst als ihre Thaten an, wenn sie von uns durch die Folter der Beschwörungen und durch Glut des Gebetes ausgetrieben werden. Saturnus, Serapis, Jupiter und alle Dämonen, die ihr Heiden verehrt, sagen, wenn der Schmerz sie besiegt, aus, wer sie sind, und lügen nicht, sicherlich zu ihrer Schande, besonders, wenn einige von euch (Heiden) zugegen sind. So glaubet doch diesen Zeugen selbst, die sagen, daß sie Dämonen sind; denn wenn sie beim wahren Gott beschworen werden, schaudern sie in den gequälten Körpern zusammen und verlassen diese entweder sofort oder verschwinden allmählich, je nachdem der Glaube des Besessenen mithilft oder die Würdigkeit des Exorzisten die Wirkung fördert.

Aus dieser Stelle erhellt, daß man von seiten der Kirche die Handlung des Exorzismus vor den Augen der Heiden benutzte, um nachzuweisen, daß die Kirche mit ihrer Wundermacht dem Heidentum und seinen Göttern überlegen sei. Aus dieser Ueberlegenheit sollten die Heiden die Wahrheit des Christentums und die Verwerflichkeit des auf Täuschung der Dämonen beruhenden Heidentums erkennen. An der Lauterkeit und Wahrheitsliebe des Minutius Felix dürfen wir nicht zweifeln; wenn aber ein wissenschaftlich gebildeter Mann, wie er, so getäuscht werden konnte, daß er von der Besessenheit durch redende Götter überzeugt war, wie groß muß dann bei einfachen, ungebildeten Christen seiner Zeit die Leichtgläubigkeit und Täuschungsfähigkeit gewesen sein! Dabei fehlt jenem römischen Rechtsanwalt die Fähigkeit, zu ahnen und zu begreifen, auf welchem abschüssigen Abwege sich die Kirche befand, wenn sie ihre Ueberlegenheit durch Wundermacht, speziell durch Beschwörungen zu beweisen suchte. Ihre Sorge für sogenannte „Besessene“ hätte ein stilles Werk christlicher Bruderliebe sein müssen, ward aber zu einem Aufsehen erregenden Schauspiel, geschah so viel als möglich vor den Augen der Heiden. Letztere rühmten sich damals ihrer Tempel, ihrer Götterbilder, ihrer Wunder, sie machten den Christen gegenüber z. B. die Wunderheilungen in den Tempeln Aeskulaps, die Weissagungen der Orakel, nicht minder die zahllosen Beschwörungen und Austreibungen böser Dämonen geltend und behaupteten, daß die heidnische Religion ihre Wahrheit durch Wunder beweise. Die Schrift des Minutius Felix zeigt, wie die Kirche anfing, mit den Heiden einen Wettstreit in Hinsicht der Wunder zu unternehmen. Der Genannte hatte, wie die übrigen Christen seinerzeit, den Dämonenglauben aus dem Heidentum mitgebracht und ward durch die Taufe nicht davon befreit. Er entgegnete den Heiden: Was ihr könnt, das können wir auch, auch wir treiben Dämonen aus, aber unsre Macht ist größer, denn die von uns ausgetriebnen Geister sind, wie sie vor euern Ohren bekennen, eure Götter.

Minutius Felix steht in dieser Hinsicht keineswegs allein, vielmehr finden wir Geisterbeschwörer überall in der damaligen Kirche. Tertullian, gleichfalls Rechtsanwalt, erst in Rom, dann in Karthago († 220), fordert im 23. Kapitel seines Apologe-

ticus die Richter auf, in ihrer Gegenwart durch einen Christen an einem Besessenen den Exorzismus vornehmen zu lassen.

Wenn ein beliebiger Christ jenem Geist zu reden befiehlt, wird er gestehen, daß er in Wahrheit ein Dämon ist. Was ist klarer, als dies Werk, was ist zuverlässiger, als dieser Beweis?

Origenes, der gelehrte, hochangesehene Alexandriner († 255), schrieb gegen die Angriffe des heidnischen Philosophen Celsus eine ausführliche Verteidigung des Christentums und berief sich darin auch auf die christlichen Exorzisten.

Wir treiben Dämonen aus, sowohl aus Menschen, als aus Räumen, als aus Tieren, und zwar durch Gebete und Stellen der heiligen Schrift (Orig. contra Celsum III. S. 124).

Origenes (ebendas. VII. S. 334) macht ebenfalls Folgendes geltend:

Nicht durch magische Künste, sondern durch Gebet allein und durch gewisse vollständige Beschwörungen, die einige einfache Christen anstellen können, [treiben wir die Dämonen aus]; denn überhaupt schlichte und ungebildete Leute (griechisch Idiotai) thun dieses.

Diese Stelle zeigt uns, daß die Exorzisten zu Anfang des dritten Jahrhunderts nicht Geistliche, nicht Bischöfe waren, sondern beliebige Laien, weshalb auch Minutius Felix die allgemeine Bezeichnung „von uns“ gebraucht. — Es würde zu weit führen, wollten wir die betreffenden Stellen aus den Schriften des Irenäus, Bischofs von Lyon († 202), oder des Cyprian, Bischofs von Karthago († 258), anführen. Sie alle stimmen mit Minutius Felix überein. Dagegen dürfen wir den ältesten der christlichen Apologeten, Justinus († 165), nicht unerwähnt lassen. An zahlreichen Stellen seiner Apologia (II. 116, 303, 320) macht er zum Ruhme des Christentums die überall durch Christen geschehende Dämonenaustreibung geltend und sagt ausdrücklich, daß wiederholt die Christen auch dann eine Austreibung vollbrachten, wenn andre Exorzisten vergebens die Beschwörung unternahmen. So ward nach Justinus die Ueberlegenheit der christlichen Religion bewiesen. Wir sehen aus dieser Stelle, daß man von kirchlicher Seite die Fähigkeit der heidnischen Gegner, die Geister zu bannen, nicht bezweifelte, ferner daß man in dieser Hinsicht sich mit jenen auf einen und denselben Boden stellte und dabei geltend machte: Was ihr Heiden könnt, das können wir auch, aber weit besser als ihr!

Keiner von den oben erwähnten kirchlichen Schriftstellern äußert die Furcht, daß diese überall in der damaligen Kirche stattfindende Geisterbeschwörung und der Wunsch, darin die Heiden zu übertreffen, der Täuschung und sicherlich auch Gauklern und Betrügern das Thor öffnete. In seiner Satire „Ueber das Lebensende des Peregrinus“ schildert Lucian einen solchen Gaukler, der sich als Wunderthäter bei den Christen damals zu hohem Ansehen emporschwang, und sagt von ihm:

Kommt zu ihnen ein gewandter Betrüger, der die Dinge zu nehmen versteht, so wird er in kurzer Zeit reich, weil er die einfältigen Leute betrügt.

Für das Christentum selbst hatte Lucian kein Verständnis, daß er aber von den damaligen religiösen Gauklern in der erwähnten Satire viel Wahres sagt, ist zweifellos.

Wir haben den gesuchten Faden gefunden und sind imstande, ihn weiter zu verfolgen. T

Der Einzelne und die Alkoholfrage

Uebersicht: 1. Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit? 2. Deutsche Anfänge der Mäßigkeitsarbeit

1. Mäßigkeit oder Enthaltsamkeit?

Unser Geschlecht liebt es, jede große Not, die die Aufmerksamkeit der Redenden und Schreibenden auf sich zieht, eine „Frage“ zu nennen, und so haben wir außer der bösen „sozialen Frage“ noch ein paar Dutzend andre Fragen. Wenn man nur diese Fragen nicht „lösen“ wollte! Gelöst werden Rätsel, Fragen werden beantwortet. Eine Antwort ist etwas bescheidner als eine Lösung; zu einer Lösung dürfen wir unvermögend sein, Antwort zu geben sind wir immer verpflichtet. Aber viel kommt auf die Fragestellung an. „Was soll der Staat thun? was soll die Kirche thun? was soll Hinz thun? was soll Kunz thun?“ So liebt man zu fragen, und diese Fragen sind nicht unnütz. Viel wertvoller aber dünkt mich die Fassung: „Was soll ich thun?“ Freilich, ich, wer bin ich? Was nützt oder schadet es der Welt, wenn ich dies oder das wähle? Nun, ich bin für mich doch am Ende die Hauptperson; ich bin für mich jedenfalls die Person, mit deren Pflichten ich mich in erster Linie zu befassen habe, für die ich vor allen andern verantwortlich bin. Und wenn auch das Fleisch schwach ist, so bin ich für mich doch die leitsamste Person; die Minister und Räte, die Arbeitgeber, die Arbeiter und alle die andern kann ich wohl mit meinen Vorschlägen behelligen, aber keiner hört recht auf mich als ich selber. Wenn ich mich ändre, erreiche ich sicher für mich und die Meinen eine starke Wirkung; vielleicht wirke ich auch auf andre dadurch am kräftigsten, denn durch Beispiele lassen sich die Menschen mit Recht eher beeinflussen als durch billige Reden. Wenn ich mit Ernst frage, was ich thun könnte und sollte, werden manche andre vielleicht auch fragen, was ihre Pflichten und Fähigkeiten sind. So fragen wir also: Was kann ich gegen die Alkoholnot thun? Oder, was auf dasselbe hinausläuft, da dieses „ich“ sich nicht bloß auf mich oder dich bezieht: Was kann und soll der Einzelne gegen die Alkoholnot thun?

Doch eine Vorfrage müssen wir zuerst erheben. Warum trinken die Menschen? Warum trinken sie, obwohl doch allen ein Teil des Alkoholelends bekannt ist?

Der Gründe sind viele und oft sehr sonderbare. Ein bekanntes lateinisches Scherzgedicht lehrt: sunt causae quinque bibendi, aber als fünfte Ursache heißt es vielsagend: et quaedam altera causa.*) Die wichtigste Ursache, warum die Menschen heute trinken, ist, daß sie gestern getrunken haben; die Kinder wollen trinken, weil die Großen trinken; das eine Geschlecht trinkt, weil das vorige getrunken hat. Das Trinken ist eine allgemeine Volkssitte, und die allermeisten Menschen thun gedanken- und willenlos mit, was eine allgemeine Volkssitte gebietet. Bunge drückt das einmal grob etwa dahin aus: die Affennatur des Menschen verführt ihn zum Trinken. Wenn wir an unsre ersten geleerten Seidel und Flaschen zurückdenken, möchten wir ihm Recht geben. Als ich das erstemal Wein kostete, sagte ich altklug, es sei eine Thorheit der Menschen, eine Flüssigkeit zu preisen, die so sauer schmeckt und den Kopf erhitzt. Ich war Quartaner, als mich der Vater eines Mitschülers zwang, ein Glas Lagerbier zu trinken, und es schmeckte mir so schlecht, daß ich erklärte, ich wolle nie andres Bier trinken als unser braunes Erntebier oder süßen Broihan; Lagerbier zu trinken sei Unsinn. Ich war noch nicht zur Obertertia versetzt, als ich schon kommentmäßig einen Bierjungen trinken konnte und aus purer Lust am Seidelleeren mit meinen Kommilitonen — so liebten wir dummen Jungens uns zu nennen — Beleidigungen austauschte, die im Biere gelöscht wurden. Und so gings weiter durch die Schul- und Studentenjahre. Warum waren wir denn in Bier- und Weinsachen in der Quarta gescheiter als fünf oder zehn Jahre nachher? Ich sage: „wir,“ denn ich fürchte, mancher der gütigen Leser hat ähnliche Thorheiten mitgemacht. Nur das Vorbild der Erwachsenen hat uns verführt, das Vorbild der Studenten, die naturgemäß das Ideal der Gymnasiasten sind, das Vorbild unsrer Väter und Lehrer, deren Ermahnungen und Verbote in Wirtshaus- und Biersachen schon deshalb verführerisch wirken mußten, weil sie Bier und Wein nicht mieden. Und wenn wir auch mit Studenten keine unmittelbare Berührung hatten, so hatten wir doch zwei Bücher von ihnen, deren Wirkung auf unsre deutsche Jugend giftig ist: das Kommersbuch und den Saufkomment.

Aber die Erklärung des Trinkens durch die Trinksitte reicht nicht aus; es bleibt die Frage übrig: Wie hat denn eine so bedenkliche Liebhaberei Einzelner zur allgemeinen Volkssitte werden können? Weshalb ist die Sitte so schwer auszurotten, ja auch nur einzudämmen, während doch harmlosere Moden so leicht wieder verschwinden? Da müssen wir denn gestehn, daß die alkoholhaltigen Getränke einem allgemeinen und starken menschlichen Bedürfnis entgegenkommen, dem Betäubungsbedürfnis. Viele Zeitalter und viele Völker haben recht gut ohne Wein oder Bier oder Branntwein gelebt, überall aber finden wir irgend ein Mittel der Betäubung und Berauschung. Es klingt übertrieben, wenn man auf alles Trinken die Worte Betäubung

*) „Es giebt fünf Ursachen zu trinken“ . . . „und fünftens noch eine Ursache.“ D H

und Berauschung anwendet, es handelt sich jedoch gleichwohl immer um einen gelinden oder starken Grad des Rausches, d. h. der Unterdrückung oder Lähmung gewisser Empfindungen, Gedanken und Stimmungen, und damit Loslösung andrer Gedanken und Gefühle, die wir ohne das betäubende Mittel nicht haben würden. Solche schwachen oder starken Rauschmittel sind außer den alkoholischen Getränken alle Narkotica, Morphium, Opium, Tabak, Betel, Thee, Kaffee u. s w. Ebenso wirken aber auch Tanz, Musik, Theater, spannende Litteratur, Karten- und andres Spiel, geselliges Treiben, der Weihrauch der katholischen Kirche und manches andre mehr. Wenn wir nun alles verwerfen wollten, was ernste oder schmerzliche Gedanken in uns betäubt, uns unsre wirkliche Lage eine Zeit lang vergessen und dadurch vergnügtere Stimmungen entstehen läßt, dann müßten wir außer dem Weine auch „Weib und Gesang“ und alles, was die Dichter seit Jahrtausenden preisen, aus unserm Leben verbannen. Darüber ist man sich heute wohl einig, daß schwere Berauschungen vom Uebel sind, daß auch sehr häufige leichte Berauschungen gefährlich werden; aber wenige werden behaupten wollen, daß der Mensch stets völlig nüchtern sein, die Dinge immer nur sehen müßte, wie sie wirklich sind, keinen Gedanken, den das reale Leben ihm vorlegt, durch künstliche Mittel unterdrücken dürfe, statt ihn in die letzten Konsequenzen auszudenken. Es kann sein, daß die Idealmenschen in einem Idealstaate auf jeglichen Rausch verzichten und doch glücklich und vernünftig sein können; heute, fürchte ich, liegen Fanatismus, Radikalismus, Melancholie, Intoleranz, manchmal auch Wahnsinn und Selbstmordgedanken vor den Thüren derer, die nur immer nach dem Realen fragen, nur immer nüchtern das graue Elend der Wirklichkeit betrachten und alle Zweifelfragen bis zu ihren Lösungen verfolgen wollen. Es mag krankhaft sein, daß so viele Menschen ihre Nerven zuweilen beruhigen, zuweilen sich durch künstliche Mittel aus dem Einerlei und der Schalheit des Alltagslebens herausheben müssen; solange die Menschen aber krank sind, muß man ihnen wohl die Medizin gönnen. —

„Darf ich diese Getränke in mäßiger Weise genießen, oder muß ich sie gänzlich meiden?“ So lautet für jeden die wichtigste, aber auch schwierigste Einzelfrage der großen „Alkoholfrage.“ Ich will versuchen, sowohl den Verfechtern der völligen Enthaltung wie denen des mäßigen Genusses gleichmäßig gerecht zu werden, und da ich nicht alle Gründe wiedergeben kann, die sie für ihre Wahl geltend machen, will ich nur ihre wertvollsten Argumente vortragen.

Die Verteidiger des mäßigen Genusses könnten an unsre Einleitung anknüpfen und sagen: Erstens ist das mäßige Trinken Sitte, zweitens befriedigt es ein menschliches Bedürfnis und dient somit dem Wohlbefinden des Einzelnen wie der Gesamtheit. Ein leichter Wein oder ein leichtes Bier sind uns zuträglich: was auch Bunge, Forel und andre dagegen vorbringen, die Mehrzahl der Gelehrten teilt unsre Meinung; in der Praxis treten nie gesundheitliche Schädigungen durch wirklich mäßigen Genuß zu Tage, wenigstens bei normalen Menschen. Daß das böse Gift Alkohol auch in diesen leichten Getränken steckt, kann uns nicht erschrecken, denn es ist noch unbewiesen, daß eine kleine Dosis eines stark verdünnten Giftes noch vergiftend auf uns einwirkt. So lange die Menschen wirklich mäßig die leichtern Alkoholgetränke genießen, sind die wirtschaftlichen Kosten dieses Konsums nicht übergroß, treten auch keine sittlichen oder intellektuellen Schäden als Folgen auf. Im Gegenteil scheint es uns zur Erhaltung unsrer geistigen Gesundheit und unsers geselligen Zusammenlebens zu dienen, daß wir gelegentlich unsre Sorgen, Zweifel, trüben Erinnerungen und andre unangenehme Dinge durch einen guten Trunk im Kreise der Freunde wegspülen oder niederdrücken. Die angenehmen Stunden, die wir so verleben, machen uns lebenslustiger und damit lebenskräftiger, mag man die Wirkung des Alkohols auch noch so richtig Täuschung, Lähmung, Betäubung nennen. Wir wollen keine Griesgrame werden; wenn wir den Wein meiden wollten, weil er in thörichten Händen viel Schaden stiftet, müßten wir alsbald auch die Säge des Zweifels an manches andre, was uns jetzt wert ist, anlegen. Wir würden Menschen werden wie Graf Tolstoi in Rußland, d. h. abgesehn von seinem Genie, oder wie so manche Sonderlinge, die uns hier begegnen, die nicht bloß Alkoholgegner, sondern auch Fleischgegner, Leinwandgegner, Eigentumsgegner, Spiritisten, Buddhisten und manches andre sind, Männer wie der Naturprediger Guttzeit, der Maler Dieffenbach u. s. w. Es sind wohl manche gescheite und gute Menschen unter ihnen, aber wir glauben der Welt besser zu dienen, wenn wir keine Sonderlinge werden. Unsre Aemter und Bestrebungen lassen es ratsam erscheinen, uns vom Wirtshaus und dessen geselligem Leben nicht völlig auszuschließen. Wir glauben überhaupt nicht, daß wir in allen Dingen nach unsrer jeweiligen eignen Meinung verfahren müßten, sondern wie wir die Stiefel anziehen und den Hut aufsetzen, nur weil es Sitte ist, so wollen wir uns auch anderwärts der Sitte anbequemen, solange es geht. Das Hegelsche Wort „Alles, was ist, ist vernünftig“ ist wohl übertrieben, aber in der Regel erscheint uns das Vorhandne bei gründlichem Nachforschen vernünftiger als vorher; alles Vorhandne ist durch seine Ursachen in gewissem Maße berechtigt. Wir können nicht annehmen, daß der Wein, den so viele Geschlechter gekannt und gepriesen haben, keine Daseinsberechtigung habe. Wir wollen uns gestatten, was so gut wie alle großen und weisen Menschen der Vorzeit geübt haben: den mäßigen Genuß eines leichten alkoholischen Getränks. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir mit Luther, Goethe, Platon, Sokrates und den andern auf einer Seite stehen. Hat nicht Christus auch Wein getrunken? Also, bis wir besser belehrt sind, bleiben wir bei dem gelegentlichen, mäßigen Genuß leichterer Alkoholgetränke. Daß der häufige, unmäßige Genuß, besonders der schwerern Getränke dieser Art, unendlich viel Elend schafft, geben wir zu; wir bemühen uns deshalb mit besten Kräften, die Ursachen dieser Unmäßigkeit zu bekämpfen und zu beseitigen. Die Mäßigkeit ist freilich kein so deutlicher und auffälliger Standpunkt wie die völlige Enthaltung, doch darf uns das von ihr nicht abwendig machen; auch die, die das Argument der Klarheit hier verfechten, preisen in andern Dingen die „halbe,“ „undeutliche“ Mäßigkeit: im Genuß aller oder mancher Speisen und Gewürze, vielleicht im Rauchen, Kaffee- und Theetrinken, im Gebrauch von Fremdwörtern u. s. w. Allerdings fallen wir durch unsre mäßige Beteiligung am Trinken nicht so auf, wie die, die beim Wasserglase in der Weingesellschaft sitzen. Das hat aber den Vorteil, daß wir unsern Mitmenschen nicht immer moralische Lehren zu erteilen brauchen oder zu erteilen scheinen, was bescheidnen Leuten immer etwas fatal ist, und daß wir vor dem geistlichen Hochmut bewahrt bleiben, den wir an manchen Abstinenten wie an andern, die in sittlicher Beziehung ihren Unterschied von der Menge auffällig markiren, leider beobachten müssen. Wir sehen, daß die Abstinenten an manchen Stellen, besonders in Amerika, recht unduldsame, ungerechte, tyrannische Menschen sind. Soweit wir unsre deutschen Landsleute kennen, werden vor der Hand nur wenige angesehene und einflußreiche, dagegen aber mancherlei exzentrische, jugendlich-unreife, allem Fanatischen zugeneigte Personen sich der neuen Idee zuwenden, d. h. die Sache ist vorläufig aussichtslos. Wie sich die Zukunft dazu stellen wird, wissen wir nicht; die Gegenwart ist nicht reif zur allgemeinern Aufnahme der englisch-amerikanischen Temperenzbestrebungen. Die Erfolge der Abstinenten im Auslande können für uns nicht maßgebend sein; auch haben wir wenig zuverlässige Nachrichten, wie weit jene Staaten, wo die Prohibition herrscht oder doch eine große Zahl der Bewohner alle berauschenden Getränke vermeidet, wirklich jene Paradiese sind, die uns die Abstinenten so gern versprechen.

Es ist Zeit, daß die andre Partei zu Worte kommt. So etwa könnte ihr Anwalt sprechen:

Daß sich die Menschen betäuben und berauschen, ist freilich von jeher und überall Sitte gewesen, aber damit könnte man auch die Lüge, den Diebstahl, die Unzucht und andres, was wir doch alle tadeln und auszurotten suchen, rechtfertigen. Uns scheint nichts so sehr die sittliche Entwicklung des Menschengeschlechts aufgehalten zu haben und heute noch zu hemmen, als daß die Mehrzahl der Menschen ihre Zuflucht zur Selbstbetäubung nimmt, statt die verdrießlichen Dinge, die das Leben bietet, durch Arbeit, Kampf, Entwicklung einer rechten und starken Philosophie oder Religion zu überwinden. Wir sind

wie Wandrer, die zu einem ersehnten Ziele steile Berge ersteigen, sandige Wüsten durchwaten müssen; solange wir den Gedanken an die Hitze der Wanderung durch Mittel der Selbstbetäubung unterdrücken, kommen wir nicht vom Flecke. Der Ernst des Lebens ist unser bester Erzieher, ihm dürfen wir nicht entfliehn. Der Teufel, von dem die Sage erzählt, war klug, als er neben jede Kirche ein Wirtshaus baute; aber wir Menschen handeln sehr thöricht, wenn wir im Wirtshaus Berauschung statt im Gotteshaus oder im stillen Kämmerlein Arbeitslust und Kampfesmut suchen.

Vielleicht müssen wir zugeben, daß die Menschen, wie sie nun einmal sind, eine gelegentliche gelinde Berauschung gebrauchen. Aber weshalb sollen sie dazu so äußerst gefährliche Mittel anwenden, wie die alkoholischen Getränke? Wir wollen doch lieber Gesang, Musik, Dichtkunst, Tanz und sonstigen Schönheitsrausch pflegen, oder wenn es materielle Mittel sein sollen, Kaffee, Thee, Tabak u. dgl. Das alles ist nicht ungefährlich, aber doch dem Alkohol bei weitem vorzuziehn. Es mag richtig sein, daß der mäßige Genuß leichtern Bieres oder Weines normalen Menschen keinen nennenswerten Schaden bringt; aber solange die normalen Menschen ausnahmslos sich diesen Genuß gestatten, kann man auch die, denen er schadet, nicht davon zurückhalten, auch jugendliche Personen und kleine Kinder, denen er sicherlich schadet. Und was wichtiger ist: mit dem mäßigen Genuß ist überall der unmäßige verknüpft, unlösbar verknüpft. Alle die Säufer, die es je gegeben hat, wollten mäßig sein, waren auch anfangs mäßig; aber das Teuflische am Alkohol ist, daß er nicht nur die Unlustgefühle, sondern auch alle sittlichen Kräfte lähmt und betäubt. Keiner, der überhaupt diese Getränke trinkt, ist ganz sicher davor, daß er sie nicht mehr und mehr lieben lernt, daß nicht seine schwache Neigung dafür zu einer übermächtigen Leidenschaft wird. Erst nimmt der Mann einen Trunk, sagen die Japaner, dann nimmt der Mann noch einen Trunk, und dann? Dann nimmt der Trunk den Mann. Die, denen der Verzicht auf diese Getränke schwer fällt, sollten sofort darauf verzichten, damit der Alkoholteufel in ihnen nicht mehr wachse; die, denen der Verzicht leicht fällt, sollten umso eher den Getränken entsagen, die so vielen ihrer Mitmenschen so großes Elend bringen. Die Erfahrung lehrt, daß der keinen Trinker retten und keinen Gefährdeten bewahren kann, der selbst, wenn auch nur mäßig trinkt. Wer überhaupt noch Wein oder Bier trinkt, dem glauben die Leute nicht, wenn er gegen diese Getränke wettert; sie werden immer das böse Heinische Wort wiederholen: „Ich weiß, sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser." Gewiß können wir ohne den flüssigen Begriff „Mäßigkeit" in der Welt nicht auskommen; aber die meisten Menschen brauchen festere Schranken dem Alkohol gegenüber, als dieser Begriff sie bietet. Das leugnet kein Sachverständiger mehr, daß die Trunksüchtigen nicht mäßig trinken können, daß sie entweder völlig enthaltsam leben oder untergehn müssen. Das Gleiche gilt von den Gefährdeten, den Nachkommen von Trinkern. Soll man von diesen Kranken und Schwachen allein verlangen, daß sie Getränke meiden sollen, die alle andern genießen, und die sie besonders lieben? Heute reden alle anständigen Menschen von Volkswohl und Bruderliebe; ist es nicht unsre erste Pflicht, von einer Gewohnheit zu lassen, die jährlich Tausenden unsrer Landsleute so großes Elend bringt? Ist es nicht die Pflicht aller sittlich freien Männer, sich gegen die Trinksklaverei aufzulehnen, unter der unser Vaterland schmachtet? Denn eine Sklaverei ist es, da ja nicht nur die Freunde dieser Getränke die Wirtshäuser besuchen und trinken, sondern viele, viele, die lieber an anderm Orte etwas andres genössen, aber sich von der trunkliebenden Mehrheit nicht auszuschließen wagen Freilich ist es richtig, daß sich auch zu unsrer neuen Sache zuerst die besonders schlagen werden, die allem Neuen zugethan sind; die Durchschnittsmenschen, die Philister, die Diener der Menge werden sich noch lange von uns fernhalten. Aber hat nicht jede große Sache so angefangen? Hat nicht selbst Christus auf die Zustimmung der Autoritäten und Notabeln wie auch der Durchschnittsmenschen verzichten müssen? Die Pioniere sind niemals Paradesoldaten.

Allerdings haben viele der größten Männer diese Getränke nicht verschmäht, aber darin zeigt sich ihre Größe nicht. Auch die bedeutendsten Menschen finden nicht Zeit und Kraft genug, überall Wissende und Vollkommene zu sein; auch lebten sie vielfach in Zeitaltern, wo andre Fragen ein größeres Recht auf Beachtung hatten. Wenn erst jetzt eine so entschiedne Bewegung gegen längst bekannte Getränke auftritt, so kommt das daher, daß diese Getränke erst seit kurzem mächtig und gefährlich genug geworden sind, um eine starke Reaktion in den Gewissen hervorzurufen. Jedes Zeitalter hat eine bestimmte Reformation durchzuführen; wir glauben, daß das anbrechende zwanzigste Jahrhundert König Alkohol entthronen muß.

Die Bibel, auf die sich früher die Freunde der Negersklaverei beriefen wie heute die Alkoholfreunde, stellt fest, daß der Wein des Menschen Herz erfreue; diese Wirkung des Weins leugnen wir nicht; wer sich auf jenes Psalmwort berufen will, möge die Fortsetzung, „daß das Oel der Menschen Gestalt verschönt," gleichfalls beachten und häufiges Salben empfehlen. Sonst spricht die Bibel vom Wein in den schärfsten Ausdrücken, und die Abstinenz Johannis des Täufers, Simsons und der Nasiräer und Rechabiten wird keineswegs gemißbilligt. Gewiß hat Christus Wein getrunken, aber Aufgabe des Christen ist nicht, seinem Heiland in allen Aeußerlichkeiten nachzuahmen, in der Kleidung, in Speise, Trank, Wohnung u. dgl., sondern sein Ideal muß sein, so zu leben, wie Christus in Deutschland und in unsrer Zeit leben würde. Christus würde jetzt nicht nur den Weingenuß der Juden, der zu keinem Kultus ausgebildet war wie der deutsche, vorfinden, sondern auch ungeheure Massen von Bier und Branntwein, und der gesagt hat, man solle das rechte Auge und die rechte Hand daran geben, wenn sie uns zur Sünde verleiten, würde gewiß nicht Widerspruch gegen die erheben, die diese sündenerzeugenden Getränke meiden und beseitigen wollen.

Wenn einige von uns geistlichen Hochmut zeigen, so ist das ein Fehler ihres Charakters, nicht ihrer Abstinenz. Selbstverständlich glauben wir, in diesem Punkte das Rechte gefunden zu haben; aber alle Vernünftigen unter uns behalten im Gedächtnis, daß auch die Abstinenz vor allerlei Thorheiten, Schwächen und Fehlern nicht schützt, daß wir also zu Selbstzufriedenheit oder Stolz noch lange keine Veranlassung haben. Niemand leugnet, daß das Wirtshausleben und der Alkoholgenuß Quellen vieler Fehler, vieler Not, vieler Krankheiten, vieler Thorheiten und Sünden sind; die Erfahrung beweist, daß es sich recht gut ohne diese Quellen leben läßt. Folglich stopfen wir die Quellen für uns und unsre Familien zu und suchen andre zu gleichem Thun zu bewegen. Gewinnen wir die Massen nicht sogleich, so hoffen wir doch, alle Einsichtigen und Opferwilligen bald zu gewinnen. Die Vertreter der bloßen Mäßigkeit haben überall nur geringe Erfolge erzielt. —

So ließen sich für die völlige Enthaltung wie für den mäßigen Genuß noch manche andre Gründe anführen; der Leser wird sie durch eignes Denken finden. Weil jede Verhandlung ihren Schluß haben muß, möchte ich um die Erlaubnis bitten, daß ich, nachdem ich Anwalt beider Parteien war, auch noch Richter über beide sein darf.

Ich würde zu einem Vergleich raten und etwa Folgendes reden:

Jeder von beiden hat gute Gründe für seine Anschauung vorgebracht; jeder handelt nach bestem Wissen und Gewissen; ihr solltet euch deshalb gegenseitig dulden. Durch Streit werdet ihr einander nicht bekehren, sondern nur verstimmen und verbittern, und während ihr eure Kraft auf unfruchtbaren Streit aufwendet, verläuft die Zeit, wo ihr den gemeinsamen Gegner bekämpfen solltet. Bedenkt doch, daß viel mehr euch einigt als euch trennt. Der Aeltere von euch ist konservativer angelegt und ruhiger, der Jüngere energischer und ungestümer, aber ihr seid doch Brüder aus einem Stamme und habt vorläufig ganz die nämliche Aufgabe: Verminderung des Trinkens, Widerstand gegen die Fürsprecher und Verbreiter des Trunks. Wenn ihr die gegenseitigen Anfeindungen und Beleidigungen unterlaßt, werdet ihr finden, daß euer vorläufiges Programm das nämliche sein kann: Diskreditierung des Alkohols, Verbesserung der

Wirtshäuser oder Ersatz dafür, Förderung des Familienlebens, Ersatz für die Alkoholgetränke, Verbreitung belehrender und warnender Litteratur, Schaffung edler Unterhaltung, Einwirkung auf Gesetzgebung und Verwaltung, Bildung von Vereinen und Klubs ohne Alkoholgenuß und manches andre mehr. Die, die den mäßigen Genuß nicht angreifen wollen, thun doch gut, die Abstinenz zu fördern, weil die Zeit der Abstinenten bedarf zur Heilung der Trunksucht, Bewahrung der Gefährdeten und Aufklärung derer, die die Alkoholgetränke noch für unentbehrlich und segensreich halten. Die Abstinenten aber sollten nicht verlangen, daß alle Menschen dasselbe denken und thun müßten, wie sie selbst; eines schickt sich nicht für alle. Den einen wünsche ich größere Duldsamkeit und historischen Sinn, den andern mehr Eifer und Opferwilligkeit. Bde

Bücher und Schriften

(Die Akten zum Fall Schrempf) sind erschienen: Akten zu meiner Entlassung aus dem Württembergischen Kirchendienst. Mit einem kurzen Vorwort herausgegeben von Lic. theol. Chr. Schrempf, früher Pfarrer in Leuzendorf. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 56 S. 1 Mk. Diese vorläufige Nachricht wird manchem willkommen sein. Wer irgend sich für den Konflikt zwischen moderner Theologie und dem Rechtszustand unsrer Bekenntniskirchen interessirt, darf an dieser ebenso schmerzlichen wie heilsamen Lektüre nicht vorübergehn. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Gleichzeitig wird ausgegeben Nr. 32 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Evangelische Allianz

Die reichen Anregungen und heiligen Verpflichtungen, die wir von der Allianzversammlung in Florenz empfangen haben, erheben an uns den unabweislichen Anspruch, auch in unserm Vaterlande der Sache der Allianz einen weitern Raum als bisher zu eröffnen.

Was die Allianz ist, hat sich bei der Berliner Versammlung im Jahre 1857 gezeigt, ein Ereignis, das Jahrzehnte hindurch im geistigen Leben Deutschlands nachklang. Seitdem ist unsre Arbeit mehr in der Stille verlaufen. Wir haben die Gebetswoche verbreiten helfen; wir haben friedenstiftend vermitteln dürfen, wo Glaubensfreiheit bedroht erschien oder Eingriffe in friedliche Kreise geschahen; wir haben den Zusammenhang der Kinder Gottes auch mit den Gläubigen andrer Länder und Zungen gepflegt und werden nun von vielen Seiten ermutigt, alljährlich die Freunde der Allianz zu öffentlicher Versammlung zu berufen.

Wir vertrauen zum Herrn, daß er dies Werk unsrer Hände fördern werde durch die Kraft seines heiligen Geistes!

Und darum gehen wir getrost an die Aufgabe, wieder einmal ein Neues zu pflügen und die vorhandenen Furchen der Allianz tiefer zu ziehen.

Deutschland bedarf des Allianzgedankens, auch um die Zwiste unter Gläubigen in Frieden und Freiheit des Gewissens auszugleichen. Wir bedürfen der Stärkung im gemeinsamen Kampf gegen den Unglauben. Wir sehnen uns nach Gebetsgemeinschaft mit allen, die den Heiland lieb haben und ihn bekennen von reinem Herzen.

Wir laden alle Freunde, die mit uns desselben Geistes sind, herzlich und dringend zur Teilnahme an unsrer **Herbstversammlung** ein.

Wir gedenken am **Mittwoch den 12. Oktober d. J.,** vormittags 10 Uhr im Saal des Christlichen Vereins junger Männer Wilhelmstraße 34 unsre Hauptversammlung zu halten, bei welcher Herr Oberkonsistorialrat **Propst D. Freiherr von der Goltz** über die **Gemeinschaft der Heiligen** sprechen wird.

Daran anschließend Diskussion mit besondrer Beziehung auf Religionsfrieden und Gebetsgemeinschaft.

Abends 8 Uhr ebenda **Volksversammlung** mit freien Ansprachen der Herren Militäroberpfarrer Dr. Rocholl aus Hannover, P. Dammann aus Essen, Diakonus Dr. Krömer aus Leipzig und mehrerer Gäste aus Holland, England, Schweiz und Italien.

Andern Tages vormittags 10 Uhr **zweite Hauptversammlung** (voraussichtlich **in der Friedenskirche**) **zu Potsdam,** mit einleitender Andacht des Herrn Hofprediger D. Wendlandt und Vortrag des Herrn Professor D. Lemme aus Heidelberg über: **Religionsfreiheit.**

Daran anschließend Diskussion über die Entfaltung der Geistesgaben unter dem Panier der Freiheit.

Nach einem Gang durch die Parkanlagen von Sanssouci und gemeinschaftlichem **Mahl abends 8 Uhr Volksversammlung im Café Sanssouci** mit freien Ansprachen. Genaueres Programm folgt.

Wir hoffen den Teilnehmern an der Versammlung freies Quartier in Berlin und sonstige Reiseerleichterungen beschaffen zu können, bitten aber um gefällige rechtzeitige Anmeldungen **bis spätestens 1. Oktober** im Büreau bei unserm Schatzmeister Herrn Generalsekretär Phildius.

Und nun Gott zum Gruß und den Herrn Jesum zum Troste. Wir grüßen euch, die ihr vom Hause des Herrn seid.

Berlin, im Juli 1892.

Das Komitee des deutschen Zweiges der Evangelischen Allianz.

Graf Andreas Bernstorff, Vorsitzender **Baumann,** Pfarrer, Sekretär. Professor **D. Cassel.** Pastor **Doyé.** Bischof **L. Erxleben.** Konsistorialrat Professor **D. Kleinert.** Oberstleutnant a. D. **von Knobelsdorff.** Professor **Dr. Lommatzsch.** Kustos **Dr. Johannes Müller.** Prediger **Schell.** Prediger **Scheve.** Superintendent **Vorberg.** Pastor **Lic. Weser.**

Für die zweite Versammlung in Potsdam:
Konsistorialrat Hofprediger **D. von Hase.** Superintendent **Petzholtz.** Hofprediger **D. Rogge.** Hofprediger **Wendlandt.**

Für den **Kirchbau in der kleinen evangelischen Diasporagemeinde zu Reinerz** sind auf unsre Bitte vom vorigen Monat 1003 Mark eingegangen, also bis jetzt zusammen 7003 Mark. Herzlichen Dank! Noch 7997 Bausteine, jeder zu einer Mark, sind nötig. Wer hilft dazu?

Reinerz, am 15. Juli 1892.

Das Komitee zum Ausbau des evangelischen Gotteshauses
J. A.: **Klein,** Pastor.

Neuster Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Albert, P. Lic. Dr. A., **Die Geschichte der Predigt in Deutschland** bis auf Karl den Großen. 2,80 M.
Bedenken, christliche, über modern-christliches Wesen. Von e. Sorgenvollen. 4. verm. Aufl. 1,80 M., geb. 2 50 M.
Claassen, Joh., Die sechs Giftbäume im deutschen Felde und der **Lebensbaum.** Neue Ausgabe. 1 M.
Cremer, Prof. D. H., **Über den Zustand nach dem Tode.** Nebst Andeut. üb. d. Kindersterben. 3. Aufl. 80 Pf., geb. 1,20 M.
Grimelund, Bischof A., **Beichte und Abendmahl** oder Wie stehts mit der luth. Privatbeichte. Aus dem Norwegischen von P. H. Hansen. 2 M.
Lasson, P. G., **Gottes Sohn im Fleisch.** Betrachtungen über die Ev. Geschichte. 4 M., geb. 4,80 M.
Myrberg, Prof Dr. O. F., **Die biblische Theologie** und ihre Gegner. 1,80 M.
Oertzen, D. von, **Was treiben die Freimaurer?** Kurzer Wegweiser für Laien. 3. Aufl. 1,20 M.
Vahl, J., Der Stand der evang. Heidenmission in den Jahren **1845** u. **1890.** Eine vergl. missionsgeschichtliche u. missionsstatist. Rundschau. Übers. v. P. G. Kurze. 2 M.
Zahn, Johs., Christliche trostreiche Grabgesänge. Für den Männerchor gesetzt. 60 Pf.

Verlag der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg.
Durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Biblisches Wörterbuch
zur Glaubens- und Sittenlehre,
nach dem Lehrbegriff der evangelischen Kirche,
zugleich als Hilfsmittel zum praktischen Bibelgebrauch.
Nebst einem Anhang:
Die Umwandlung der biblischen Münzen, Maße und Gewichte in solche des deutschen Reichs.
Von Superintendent **E. R. J. Strauß.**
Neue wohlfeile Ausgabe. 1226 Seiten Lexikon-Oktavformat 6 M.

Cand. theol., militärfr., sucht nach abs. Sem.-Kursus Stellg. als Hauslehrer, Vikar od. dgl. für sof. od. spät. Offert. u. S. N. 28 a. d. Exp. d. Bl. erb.

Cand. min. (Wittenberger Prediger-sem.) erbietet sich als **Hilfsprediger.** A. B. postlag. Kaltennordheim, Rhön.

Predigtamtskandidat nach absolv. Seminarkursus sucht Stelle als Prädikant oder Hauslehrer. Gefl. Offerten unter R. B. durch die Exped. d. Christ. Welt.

Für die **Apotheke der Brüdergemeine zu Niesky** bei Görlitz suche zum 1. Oktober einen **Lehrling.**
B. Neuschütz, Verwalter.

Die glückliche Geburt eines gesunden Knaben beehren sich ergebenst anzuzeigen
Pastor **G. Lauterberg** u. Frau, Käthe, geb. Gericke.
Lauenau, den 29. Juli 1892.

Soeben ist erschienen:
Aus dänischer Zeit
Bilder und Skizzen
von
Charlotte Niese
Preis zierlich gebunden 3 Mark
Leipzig **Fr. Wilh. Grunow**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig